

Liebe Leserin, lieber Leser,

bislang kein Thema für standpunkt : sozial : Männer, Väter Söhne. Die wenigen Ausnahmen lassen sich an den Fingern einer Hand abzählen und bestätigen nur die Regel. Und das, obwohl das herkömmliche Bild vom „starken Geschlecht“ schon länger ins Gerede gekommen und stattdessen das Schlagwort von der „Krise des Mannes“ allseits zu vernehmen ist. Lothar Böhnisch bringt die veränderte Situation auf den Punkt, wenn er feststellt: „Männlichkeit ist vom Status- zum Bewältigungsproblem geworden“. Grund genug für standpunkt : sozial, das Männer-Thema in seiner Bedeutung für die Sozialarbeit aufzunehmen und nach neuen Konzepten für die Arbeit mit Männern, Vätern und Jungen zu schauen. Einen ersten Einblick in die aktuelle Situation will dieser Themen-Schwerpunkt bieten.

Der Info-Teil dieses Heftes widmet sich wie immer einer breiten Palette von weiteren Themen. Eröffnet wird er mit einem Artikel über „Das Sozialreferat von München in der Veränderung“, einem nachgeholtten Beitrag zum letzten Heft über die „Neuen Steuerungsmodelle – revisited“. Der Artikel öffnet den Blick über den Hamburger Tellerrand hinaus und zeigt, wie die Münchener Stadtverwaltung versucht, mit Fingerspitzengefühl einen gangbaren, nicht überfordernden Weg „zwischen Vorantreiben und Verortung in der Praxis, zwischen Bewegung und Ruhe“ bei der Implementierung der NSM zu beschreiten. Vielleicht lässt sich dabei für die Hamburger Praxis etwas lernen.

Im Folgenden drucken wir den 2. Teil des Beitrags "Es gibt nicht zu feiern! – Zum Sinn und Unsinn stadtteilbezogener Ansätze Sozialer Arbeit", in dem Nils Mählmann die aktuelle Tendenz, „das 'Fordern' in den Mittelpunkt zu stellen und das 'Fördern' einzustellen“ kritisiert. Bereits in Heft 1/99 hatte Nils Mählmann einen Artikel zur Stadtentwicklungspolitik – damals am Beispiel der Riedsiedlung – geschrieben. Dieser Beitrag ist nun, wie wir mit Betroffenheit feststellen müssen, sein letzter für standpunkt : sozial geworden. Nils Mählmann, der in diesem Wintersemester im Vorlesungsverzeichnis mit einem Seminar zum Thema „Quartiersmanagement contra Gemeinwesenarbeit?“ angekündigt war, ist am 27. September kurz vor Drucklegung dieses Heftes gestorben. Einen Nachruf wird standpunkt : sozial in Heft 3/03 bringen.

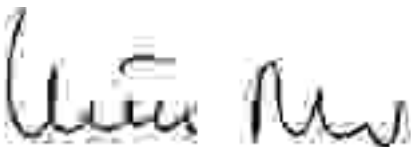
Die Kritik von Joachim Weber an der Hamburger Behindertenpolitik (standpunkt : sozial, 3/02 und 1/03) hat einen der maßgeblich Verantwortlichen, Peter Gitschmann, zu einer ausführlichen, "informativen Gegenpolemik" herausgefordert. Rede und Gegenrede dienen so vielleicht dazu, die Diskussion zu versachlichen und differenzierter werden lassen.

Mehrere Beiträge informieren über Aspekte der Aus- und Fortbildung im Bereich der Sozialen Arbeit. So schreibt Richard Sorg über seine Beobachtungen an der Züricher Hochschule für Soziale Arbeit (HSSAZ) und über die Praxis der TikK (Taskforce interkulturelle Konflikte), und Heidi Eppel, Leiterin des Studienreformausschusses des Fachbereichs, stellt die wesentlichen Neuerungen einer an der „Fachwissenschaft Soziale Arbeit“ orientierten Ausbildung vor, die mit diesem Wintersemester in Form einer neuen Studien- und Prüfungsordnung in Kraft treten.

Wie üblich finden Sie weitere Informationen über den Fachbereich Sozialpädagogik in den Rubriken Arbeitsbereich Pflege & Management, ZEPRA und Personalien .

Ich hoffe, dass Sie beim Blättern und Lesen wieder viele Anregungen und nützliche Informationen finden.

Ihr





Zu diesem Heft

Männer, Väter, Jungen – kontrovers

Dietrich Treber

Die Sozialpädagogik hat – angeregt durch Frauenbewegung und Feminismus – mittlerweile eine Tradition im geschlechtsspezifischen Blick auf die besondere soziale Situation der Frauen. Die spezifische Situation der Männer wurde dagegen lange kaum besonders wahrgenommen und eigens thematisiert. Indes Individualisierung, Arbeitslosigkeit und Emanzipation der Frauen haben viele Männer in ihrem alten Status verunsichert. Die Kluft zwischen herkömmlichen Rollenklischees und -erwartungen und tatsächlicher Lebens- und Arbeitssituation ist für viele zu einem anstrengenden Spagat geworden.

Wie gehen die Männer mit dieser veränderten Situation um – als Mann auf der Arbeit, als Vater (in der Familie) oder bereits als Junge in der Schule? Und welche Antworten findet die Sozialarbeit bzw. Sozialpädagogik für diese neuen Anforderungen aus der Praxis? Diese Fragen sollen in diesem Heft – zum Teil auch kontrovers – diskutiert und beantwortet werden.

Dabei gliedert sich der Themen-Teil in die drei Unterthemen: Männer, Väter und Jungen, die jeweils mit in einem längeren, grundlegenden Beitrag eingeleitet werden. Es folgen jeweils kürzere Artikel, die spezielle Aspekte des Unterthemas aufgreifen. Kleine Kästen bieten ergänzend weitere spezielle Informationen.

Der Abschnitt „Männer“ wird eingeleitet durch einen Beitrag von Jürgen Budde über „Dynamische Männlichkeiten“. Damit greift er u.a. die Sicht des australischen Männerforschers Robert W. Connell auf, der konstruktivistisch von „Männlichkeiten“, d.h. Weisen des Mann-Seins spricht, die sich in einem Feld von Macht und Herrschaft in einem beständigen Wandel befinden.

Wie Männerarbeit praktisch aussehen kann, zeigen die beiden folgenden Beiträge. Martin Ruck, Therapeut und seit mehr als einem Jahrzehnt enga-

giert in der Männerarbeit, stellt sein „Konzept einer regionalen Männerkultur“ vor. Mit einem Netz von Männergruppen in und um Eckernförde und den jährlichen „Eckernförder Männertagen“ hat er in der „Provinz“ eine lebendige Männerkultur entwickelt, um die ihn so mancher Großstädter beneiden wird.

MRT, eine spezielle Methode der Männerarbeit, wird im nachfolgenden Beitrag vorgestellt und kontrovers diskutiert. In einem Gespräch, das Alexander Bentheim mit Frank Puckelwald, mit verantwortlich für den jährlichen Männertag in St Petri, und mir geführt hat, loten wir die Möglichkeiten und Grenzen von MRT aus.

Über die Lebensweisen der Schwulen in Abgrenzung zu vorgeformten Lebensweisen heterosexueller Männer und über die schwule Infrastruktur in Hamburg berichtet Marc Grenz vom Schwulen Infoladen „Hein & Fiete“.

Wer auf dem Laufenden in Bezug auf das Männer-Thema bleiben will, für den stellt Alexander Bentheim die von ihm seit 1989 herausgegebene Zeitschrift für Männer- und Jungenarbeit „switchboard“ vor.

Mit seinem Beitrag „Väter, diese unbekanntes Wesen“ führt Wolfgang Hantel-Quitmann, Psychologe, Familientherapeut und Vater, in den zweiten Abschnitt des Themen-Teils „Väter“ ein.

Gisela Notz, die sich bereits 19... auf die „Suche nach den neuen Vätern“ begeben hatte, fragt nach nach 10??? Jahren: „Sind die ‚neuen Väter‘ die alten Paschas? Oder stellen Frauen ihre Ansprüche zu leicht zurück?“

Das Hamburger Väterzentrum e.V. und seine Aktivitäten stellt dessen Geschäftsführer Volker Baisch vor.

Kontrovers dazu fragt Frank Keil



nach Sinn oder Unsinn eines Väterzentrums und kritisiert das gegeneinander Ausspielen von „Männerpolitik gegen Väterpolitik in Hamburg“, wie es der CDU-/FDP-/Schill-Senat praktiziert.

Zum Abschluss des Abschnitts über Väter informiert ein Interview über Väter in Kinderbüchern von Rainer Zimpel, Leiter der Kita Chokoladenfabrik in Altona, mit Christian Meyn-Schwarze, der für die pädagogische Arbeit eine Liste von „Papa-Büchern“ zusammengestellt und kommentiert hat.

Einen kompakten Einstieg in das Thema Jungenarbeit, ihre „Konzepte, Ziele, Arbeitsweisen“ bietet Benedikt Sturzenhecker vom Studiengang Sozialpädagogik der FH Kiel. Für ihn ist Jungenarbeit angesichts der zunehmenden Schwierigkeiten für Jungen, eine „selbstbestimmte und mitverantwortliche Geschlechtsidentität“ zu entwickeln, „notwendig“ er denn je.

Dass in der Jungenarbeit das Thema sexuelle Orientierung bearbeitet und wie eine Aufgeschlossenheit gegenüber einer „Pluralität von Lebensentwürfen“ entwickelt werden kann, vermittelt der praxisorientierte Bei-

trag des Jungenarbeiters Wolfgang Weller.

In der Schule, wo früher eine Benachteiligung der Mädchen zu beklagen war, hat sich die Situation umgekehrt. Mittlerweile sind die Jungen die „Looser“ im Schulsystem. Welche besondere Ansprache und Förderung die Jungen brauchen, verdeutlicht Frank Beuster, Beratungslehrer in einer Hamburger Schule.

Die psychologische Seite beleuchtet Andreas Krebs in seiner empirischen Studie zu „Sichtweisen und Einstellungen heranwachsender Jungen“, die er hier mit dem Schwerpunkt „Erfahrungsraum Schule“ vorstellt.

Der Abschnitt „Jungen“ schließt mit Überlegungen von Matthias Weikert, Fachmann der Hamburger Gesundheitsbehörde zum Thema „Männergesundheit“, zum problematischen Körperkonzept vieler Jungen. Er zeigt auf, „was Jungen brauchen“ und stellt dazu praktische Übungen für den Schulunterricht mit Jungen vor.

Der Themen-Teil ist angereichert durch Zitate aus der Schönen Literatur. Sie stellen eine – wie könnte es anders sein – sehr subjektive Auswahl dar, sind zwar nie direkt auf den jeweiligen Artikel bezogen, aber doch immer in der Absicht eingefügt, das Thema weiter zu erhellen.

Eine besondere Bereicherung sind die Fotos von Christoph Gläser (siehe den Kasten auf dieser Seite), die er speziell für dieses Heft gemacht hat. Sie zeigen auf ihre Weise eindrucksvoll die vielfältigen Möglichkeiten von Mann-Sein heute.

Bedanken möchte ich mich bei den Autoren, die – entgegen meinen anfänglichen Befürchtungen – ausnahmslos bereitwillig auf meine Anfragen hin einen Beitrag zugesichert und geschrieben und mich in der Notwendigkeit eines solchen Heftes bestärkt haben. Ganz besonderen Dank schulde ich Alexander Bentheim, mit dem ich das Konzept dieses Heftes gemeinsam entwickelt habe und der sich zunächst auch

bereit erklärt hatte, die Koordination des Themen-Teils zu übernehmen. Auch wenn er diese Zusage wegen anderweitiger Verpflichtungen dann wieder an mich zurückgeben musste, so hat er doch im Verlauf der Vorbereitung dieses Heftes meine Arbeit immer wieder freundschaftlich unterstützt und begleitet.

Einige Beiträge konnten aus Platzgründen in diesem Heft nicht abgedruckt werden und folgen in den nächsten Heften. Elisabeth Tuidter hat einen Beitrag mit dem provokanten Titel: „Schwule Mädchen. Herausforderungen des Hybriden für die Pädagogik: Managing Diversity“ geschrieben. Bettina Jansen-Schulz berichtet über „Jungen und Computer in der Grundschule“ anhand der Ergebnisse einer empirischen Studie. Und Hartmut Wörfel wird über „Für Männer und gegen Gewalt“ schreiben.

Nicht zuletzt möchte ich meinem Freund Wolfgang Berger danken für seine Geduld in der Zeit der Vorbereitung dieses Heftes.

Zu den Fotos

„Ich porträtiere bevorzugt Menschen aus meinem persönlichen Umfeld, um mich so auf die notwendige Vertrauensbasis zwischen Fotograf und Porträtierten für offene aussagekräftige Aufnahmen stützen zu können.“ (Christoph Gläser bei der 8. IFUPA)

Christoph Gläser, Jahrgang 1974, lebt, arbeitet und studiert in Hamburg. Nach Abitur, Wehrdienst, einem abgebrochenen Jurastudium und anschließender Banklehre, arbeitete er als Fahrradkurier, bevor er das Studium der Sozialpädagogik an der Hochschule für Angewandte Wissenschaften in Hamburg begann.

Christoph Gläser beschäftigt sich seit mehreren Jahren intensiv mit Fotografie und arbeitet ehrenamtlich mit Obdachlosen und Behinderten. Neben einer Porträtreihe von Kindern und Erzieherinnen als Auftragsarbeit für die Kindertagesstätte-Emilienstraße in Hamburg-Eimsbüttel, hat er dieses Jahr im Rahmen der 8. IFUPA

(Internationale – Foto – Unikat – Postkarten – Aktion) Fotoinszenierungen von sich im Museum für Kommunikation-Hamburg mit ausgestellt.

Im September/Oktober waren weitere Arbeiten von ihm im „Carmen Oberst Kunstraum“ (Friedensallee 26, 22765 Hamburg) im Rahmen der Ausstellungsreihe „K UNS T GELD“ zu besichtigen.

Die Bilder in diesem Heft zeigen unter anderem Freunde, Verwandte, Arbeitskollegen oder Klienten aus der ehrenamtlichen Tätigkeit. Eben Menschen aus seinem ganz persönlichen Umfeld. Die Porträtfotografien sind mit einer analogen Spiegelreflexkamera Typ „T-90“ von Canon aufgenommen worden.

Sie erreichen Christoph Gläser über E-Mail: mhirowan@web.de

Dynamische Männlichkeiten

Zwischen Transformation und Tradition

Jürgen Budde

Männlichkeit befinde sich in einer Krise, so ist es allenthalben zu vernehmen. Hinter der Ansicht, dass Männlichkeit in eine Krise geraten sei, stehen zunehmende Schwierigkeiten beim Prozess männlicher Identifizierung. Aber schon bei dem Versuch einer Definition von Männlichkeit offenbart sich, dass es nicht nur eine einzige Form gibt, sondern vielfältige und verschiedene Männlichkeiten existieren: erfolgreiche, widerpenstige, untergeordnete, gewalttätige, alternative, widersprüchliche usw.. Nicht erst im Zuge der momentan stattfindenden Pluralisierung von Lebensentwürfen und trotz des umfangreichen Alltagswissens wird zunehmend unklarer, was denn Männlichkeit eigentlich ausmacht. Dieses Problem ist nun mitnichten zufällig oder unwichtig, sondern grundsätzlich und entscheidend. Denn auch, wenn Männlichkeit auf den ersten Blick als eine natürliche Tatsache erscheint – das kann man doch sehen, heißt es –, handelt es sich jedoch um eine so genannte soziale Konstruktion (1).

Zusätzlich kann nicht von einer einzigen Form von Männlichkeit ausgegangen werden, sondern von einem System unterschiedlicher Männlichkeiten (2). Dieses ist nicht starr, sondern befindet sich momentan in einem Wandlungsprozess. Auf die zunehmende Hinterfragung tradierter Männlichkeit fehlen bislang alternative Antworten, eine Herausforderung, die sich in pädagogischen und sozialpädagogischen Praxisfeldern wieder spiegelt.

Männlichkeit als soziale Konstruktion

Männlichkeit kann sich, so die These, die hier vertreten wird, nicht auf einen einzigen ursprünglichen und natürlichen Kern berufen, der jenseits von sozialer Bedeutungskonstruktion existiert.

Zum einen wird Männlichkeit erst in

interaktiven Aushandlungen hergestellt, denn was als doing gender für Weiblichkeit lange bekannt ist, gilt selbstverständlich gleichermaßen für Männlichkeit. Erst jemand, der „seinen Mann steht“ wird auch als solcher wahrgenommen. Deswegen muss die Geschlechtzugehörigkeit fortwährend aktiv hergestellt werden und jederzeit zweifelsfrei erkennbar sein.

Gleichzeitig ist Männlichkeit aber ebenfalls eine kollektive Abmachung darüber, wodurch sie sich eigentlich auszeichnet, welche sich mit der Zeit institutionalisiert. Routiniert weisen gesellschaftliche Strukturen geschlechtliche Symboliken zu. Die Farbe der Babykleidung beispielsweise signalisiert, ob wir in der Babykarre einen Jungen oder ein Mädchen vorfinden werden. Diese Vorannahme nimmt Einfluss auf unsere Reaktion und strukturiert männliche Sozialisationserfahrungen mit. „Oh, wie süß“ für Mädchen, bzw. „Was für ein kräftiges Kerlchen“ bei Jungen sind die überspitzten Extrempositionen der Zuschreibungsmöglichkeiten.

So mag deutlich werden, dass es kein grundlegendes und natürliches Kriterium gibt, welches allen Männern immer zu eigen ist und welches deswegen notwendigerweise bestimmte männliche Verhaltensweisen nach sich zieht. Die Vorstellung der Determination von Geschlecht im Allgemeinen und Männlichkeit im Besonderen durch biologische Argumentationen (Gencode, Geschlechtsmerkmale, Hormone, die Fähig- bzw. Unfähigkeit, Kinder gebären können) wird damit ebenso zurückgewiesen wie die essentialistische Annahme wesensmäßiger männlicher Eigenschaften (im Stehen pinkeln, ‚Beschützerinstinkt‘, höhere Aggression etc.). Beide Argumentationen dienen letztendlich der Naturalisierung und verschleiern somit den sozialen Konstruktionscharakter (vgl. Budde 2003a, 13ff.).

Die Geschlechterordnung der Moderne

Diese uns vertraute Geschlechterordnung zeichnet sich durch drei wesentliche Prinzipien aus:

- Zum ersten gilt das Prinzip der Dichotomie. Das bedeutet, dass genau zwei Geschlechter als Gegensatzpaare definiert und installiert werden. Mann und Frau gelten somit, ob biologisch oder essentialistisch argumentiert, als grundsätzlich verschieden, eine eindeutige, dauerhafte, exklusive und zuverlässige Zuordnung zu einem Geschlecht wird gefordert. Diese Dichotomie besteht nicht nur in der eindeutig geschlechtlichen Welt, sondern auch in scheinbar geschlechtsneutralen Bereichen wie: Raumordnungen, Toilettennutzung, Körperinszenierungen, die jeweils einem der beiden Geschlechter zugeordnet werden können. Bis hin zur Zuschreibung der Fähigkeit, einparken zu können, erstreckt sich die geschlechtliche Einteilung. Gleichzeitig ist der geschlechtlichen Dichotomie ist nicht zu entkommen, da kein Außerhalb von Männlichkeit existiert. Das heißt, „dass alle Gegenstände der Welt und alle Praktiken nach Unterscheidungen klassifiziert werden, die auf den Gegensatz von männlich und weiblich zurückgeführt werden können“ (Bourdieu 1997, 161). Aufgrund des dichotomen Charakters von Männlichkeit zu Weiblichkeit lassen sich aber gerade keine allgemeingültigen Bestandteile von Männlichkeit definieren. Denn paradoxerweise entsteht die symbolische Kodierung dessen, was männlich ist erst in Negation dessen, was als weiblich gilt. Es gibt kein ‚sowohl-als-auch‘, sondern nur ein rigoroses ‚entweder-oder‘. Dabei werden gegensätzliche geschlechtsspezifische Zuschreibungen vorgenommen; als männlich gilt Härte, Rationalität, Öffentlichkeit, als weiblich hingegen Weichheit, Emotionalität,

Privatheit.

- Da alle diese Begriffe ihre Bedeutung erst durch die Abgrenzung von ihrem Gegenteil erhalten, ergibt sich als zweites Prinzip die „heterosexuelle Matrix“ (Butler

Geschlechter zueinander und die internen Binnenrelationen innerhalb von Männlichkeit sind eingelassen in ein Machtnetz. Männlichkeit gilt hier als das bestimmende Prinzip, welches Weiblichkeit

Connell verwendet zur Veranschaulichung den Begriff der „körperreflexiven Praxis“ (Connell 1999, 81). Die körperlichen Vorgänge wie Älter werden, Hunger, Durst, sexuelle Leidenschaft usw. sind durchaus höchst bedeutsam, aber nicht aufgrund ihres unabhängigen und natürlichen Charakters, sondern als Praxis, die ihre Bedeutung erst innerhalb eines sozialen Setting entfaltet. Die Körper existieren gleichzeitig als bedeutungsvolle Körper und verkörperte Bedeutungen, das bedeutet, dass Geschlechterpraktiken den Körper beeinflussen, sowie andersherum der Körper Einfluss auf die Geschlechterordnung nimmt. Durch die körperreflexive Praxis wird nicht nur individuelles Leben geformt, sondern ebenso die soziale Welt gestaltet.

Zu welchen Ausprägungen von Männlichkeiten führen nun diese grundlegenden Konstruktionsbedingungen?

Das System hegemonialer Männlichkeiten

Zur Veranschaulichung der zeitgleichen Existenz unterschiedlicher männlicher Handlungsmuster verwendet Connell den Begriff des „Systems hegemonialer Männlichkeiten“, mit dessen Hilfe er die unterschiedlichen Statuszuweisungen beschreibt. Die Binnenrelation ist dabei nicht statisch, sondern das Ergebnis von Auseinandersetzungen (vgl. Connell 1999, vgl. a. Budde 2003b, 71ff.) .

Hegemonie als Herrschaftsform

Der Begriff der Hegemonie ist bei Connell in Anlehnung an Gramsci entworfen. Dessen Hauptthese ist, dass zur Aufrechterhaltung von Herrschaft Hegemonie als ein gemeinsames, gesellschaftlich akzeptiertes Machttableau zunehmend entscheidender wird, welches nicht statisch ist, sondern ausgehandelt wird. In den Kämpfen um Hegemonie in den Geschlechterverhältnissen wird die



1991, 67). Dieser Begriff beschreibt, dass Männlichkeit und Weiblichkeit gerade aufgrund ihrer dichotomen Anordnung stets aufeinander bezogen sind. Beide wirken als relationale Konzepte, die erst als soziale Grenzziehung zueinander ihre jeweiligen Bedeutung gewinnen. Da Männlichkeit nur ein „Aspekt innerhalb eines Systems von Geschlechterverhältnissen“ (Connell 1999, 105, Hervorhebung im Original) ist, muss die Definition der Bestandteile von Männlichkeit immer unter Bezug auf Weiblichkeit betrachtet werden (vgl. Meuser 1998). Der Mann als Familienernährer der heterosexuellen Kleinfamilie markiert den ideologischen Höhepunkt dieser Ordnung, erst in der wechselseitigen Ergänzung ergibt sich die ‚Vollendung‘.

- Obwohl Männlichkeit und Weiblichkeit scheinbar wertneutral nebeneinander angeordnet sind, gilt als drittes Prinzip der Geschlechterordnung die ihr innewohnende Hierarchie. Die Stellung der

übergeordnet ist. Dieses bezieht sich nicht nur auf die theoretische Ebene, sondern ebenso auf unterschiedlichste konkrete Bereiche wie Aneignung öffentlicher Räume, Zugang zu und Prestige von unterschiedlichen Berufsfeldern oder Beziehungsalltag.

Die Körper von Männlichkeit

Die Annahme, dass Geschlecht eine soziale Konstruktion sei, führt häufig beinahe direkt zur banger Frage: „Was ist denn mit den Körpern?“ Die sozialen Verhältnisse schreiben sich in den Körper ein und werden gleichzeitig von ihm symbolisiert. Er ist also sowohl Objekt, als auch Handelnder in der sozialen Praxis und damit gerade nicht aus dem Spiel, sondern wirkt im Gegenteil als ein privilegierter geschlechtlicher Indikator. Dieses funktioniert jedoch nicht aufgrund eines ihm innewohnenden Mitteilungsbedürfnisses, sondern dadurch, dass er einen Platz in der sozialen Welt zugewiesen bekommt.

Macht verhandelt, die „Begriffe zu definieren, mit Hilfe derer Geschlecht beschrieben und verstanden und Streitfragen diskutiert werden, Ideale zu formulieren und Moral zu definieren“ (Connell 1987, 107).

Die geschlechtliche Herrschaft findet – und hier liegt das Hauptmoment der Hegemonie – unter Zustimmung und Mitarbeit derjenigen statt, die beherrscht werden. Männliche Dominanz beruht also weniger auf direkter Unterdrückung – auch wenn diese häufig genug vorkommt – sondern auf einer weitestgehend geteilten Zustimmung. Die hegemoniale Männlichkeit besitzt die Macht allerdings nicht, sie verfügt darüber lediglich in dem Maße, in dem sie diese einsetzen und behaupten kann.

Der so hergestellte Konsens unterliegt allerdings einigen Brechungen und kann deswegen nicht vollständig durchgesetzt werden, er ist also nie vollständig. Der Feminismus der letzten drei Jahrzehnte beispielsweise führte ebenso wie die Transformation der Arbeitswelt zu einer Hinterfragung der männlichen Hegemonie, diese ist seitdem erhöhten Legitimierungsanforderungen ausgesetzt

Männlichkeiten

Es handelt sich bei Männlichkeiten um eine strukturelle Kategorie, die aus den Praxen, welche Männer im Geschlechterverhältnis positionieren, besteht und weiterreichende Effekte (bspw. auf Körper, Persönlichkeit, Kultur) hat. Männlichkeit bezieht sich aber nicht nur auf Individuen oder Gruppen, sondern erstreckt sich auf die gesamte soziale Welt: „Männlichkeiten sind [...] eine Struktur, die sowohl weiträumige Institutionen und ökonomische Verhältnisse als auch Beziehungen von Angesicht zu Angesicht und Sexualität einschließt. Männlichkeit ist in dieser Struktur institutionalisiert und ist zugleich ein Aspekt des individuellen Charakters oder der Persönlichkeit. [...] Die indi-

viduelle Praxis kann diese Positionierung wiederholend verstärken, kann sich ihr aber auch entgegensetzen und in Widerspruch dazu treten“ (Connell 1995, 68).

Das System hegemonialer Männlichkeiten meint nicht einfach eine große Anzahl von Männern, sondern umfasst nach Connell vier verschiedene Handlungsmuster, welche die Binnenrelation des Systems ausmachen. Dabei wird zwischen hegemonialer, komplizierter, untergeordneter

und marginalisierter Männlichkeit unterschieden.

Die hegemoniale Männlichkeit stützt sich normativ auf Heterosexualität, auf die Möglichkeit, Gewalt einzusetzen und den Besitz an Produktionsmitteln, kurz: auf einen privilegierten Zugang zu gesellschaftlicher Macht. Unter komplizierter Männlichkeit versteht man nicht nur die ‚Schlachtenbummler‘ der Hegemonie. Komplizierte Männlichkeit umfasst all jene Männer, die zwar von der



Geschlechterordnung profitieren, aber nicht mit den gesamten Risiken und Auseinandersetzungen konfrontiert sind. Dieses eröffnet ein alltägliches Spannungsfeld zwischen der Rolle als Familienernährer und Teilung der Reproduktionsarbeit, Kompromissbildung mit Frauen und Antifeminismus. Häufig können dabei widersprüchliche Elemente vereint werden. Männersolidarische Strukturen, deren Grundlage die Gleichzeitigkeit von Konkurrenz und Kumpanei ist, haben hier ihren bevorzugten Sitz (vgl. Budde 2003c). Als die auffälligste untergeordnete Form gilt schwule Männlichkeit. Dabei geht es nicht nur um die (gewaltförmige) Unterdrückung konkreter Homosexualität, sondern um ein Ausstoßen aus dem Kreis der als legitim geltenden Männlichkeiten unter symbolischer Nähe zum Weiblichen. Als „schwul“ etikettiert wird, was die patriarchale Ideologie aus der hegemonialen Männlichkeit ausschließt. Der Begriff der marginalisierten Männlichkeit nimmt Bezug auf weitere Kategorien sozialer Ungleichheit. Connell führt beispielhaft schwarze Männlichkeit an, die in Teilbereichen wie Kultur oder Sport durchaus dominant sein kann, aber gleichzeitig in der erlebten ethnischen Marginalisierung eigenständige Formen von Männlichkeit ausbildet. Connell betont mit der Zugehörigkeit zu unterprivilegierten Klassen oder Arbeitslosigkeit weitere Faktoren, die ebenfalls zur Entstehung marginalisierter Männlichkeiten führen können (vgl. Connell 1999, 97ff.).

Wesentliches Merkmal der Herstellung der Distinktion von komplizierter und hegemonialer Männlichkeit gegenüber untergeordneter, bzw. marginalisierter Männlichkeit ist das Zusammenspiel von Inklusion und Exklusion. Auf der einen Seite wirkt gerade der kollektive Männerbund als Ort der Inklusion und Solidarität legitimer Männlichkeiten, welcher der wechselseitigen Vergewisserung der eigenen Normalität dient. Die homosoziale Gemeinschaft

zeichnet sich durch Frauenexklusivität, Aggressivität und der Erhaltung und Verteidigung männlicher Machtpositionen aus (vgl. Blazek 1999). Auf der anderen Seite werden untergeordnete und marginalisierte Männlichkeiten ausgegrenzt und entwertet. Die aus dem Ausschließen resultierende untergeordnete Männlichkeit festigt auf der anderen Seite kompliziertere und hegemoniale Männlichkeit, welchen zugestanden wird, die Norm – und damit die legitimen Bestandteile – zu definieren (vgl. Meuser 2002, 10f.).

Alternativen zum hegemonialen Modell können delegitimiert werden, indem sie in Ghettos, Verstecke oder ins Unbewusste gedrängt werden – dies ist eine zentrale Strategie der Aufrechterhaltung von Hegemonie. So wird der Glaube an die Natürlichkeit der hegemonialen Männlichkeit bestärkt. Eine andere Strategie ist es, untergeordneter Männlichkeit eine bestimmte Definition aufzuzwingen. Abweichende Männlichkeiten, wie z. B. Homosexualität werden an symbolische Verweiblichung gekoppelt. Das Homosexualitätstabu wirkt gerade hier als existentielle Bedrohung für alle Männer. Durch die Stigmatisierung werden die Mehrheit der Männer ‚auf Linie‘ gebracht und an dem normativen Modell ausgerichtet, indem sie vereinnahmt werden. Die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Handlungsmuster kann dabei durchaus veränderbar sein.

So kann erläutert werden, wie das System hegemonialer Männlichkeiten seine Herrschaft aufrecht erhält, obwohl konkret nur wenige Männer dem hegemonialen Handlungsmuster entsprechen, da es selbst in Ablehnung hegemonial ausgerichtet ist. Insofern ist hegemoniale Männlichkeit ein kulturelles Ideal von Männlichkeit, welches die Dominanz institutionalisiert und deswegen als erfolgreiche kollektive Strategie zur Unterordnung von abweichenden Männlichkeiten oder Frauen wirkt.

Angesichts der Komplexität der Geschlechterverhältnisse ist allerdings keine einheitliche Strategie möglich, sondern es besteht die Notwendigkeit einer Kombination verschiedener, auch widersprüchlicher Strategien (Connell 1987, 185).

Alle Handlungsmuster des Systems hegemonialer Männlichkeit eint jedoch, dass sie von der Unterordnung von Frauen profitieren können. Der Begriff der „patriarchalen Dividende“ (Connell 1999, 104) beschreibt diesen Gewinn, der zwar je nach Handlungsmuster unterschiedlich sein kann, trotzdem für alle Männer prinzipiell gilt. Dieses bedeutet nicht, dass auch alle Männer permanent von der Geschlechterordnung profitieren. Es gibt durchaus Möglichkeiten der individuellen Verweigerung, Männlichkeit als Option bleibt allerdings erhalten.

Transformation von Männlichkeiten

Das System hegemonialer Männlichkeiten ist momentan mit weitreichenden Veränderungen auf unterschiedlichen Ebenen konfrontiert.

Im weltweiten Maßstab spielt nach Connell der Prozess der Globalisierung eine entscheidende Rolle bei der Transformation von Männlichkeiten. Im Zuge des Neoliberalismus breitet sich die westliche, hegemoniale Männlichkeit weltweit aus, allerdings nicht ohne erhebliche Widerstände. Als hegemoniale Figur skizziert er – im Gegensatz zur Männlichkeit der Moderne, welche sich um Erwerbsarbeit als Arbeitnehmer bzw. Arbeitgeber gruppiert – die „transnational business masculinity“ (vgl. Connell 2002).

Diese hat ihren Sitz in den weltweiten Kapitalmärkten, ist nicht mehr an nationalstaatliche Grenzen und Kulturen gebunden, und besitzt Verfügungsgewalt über immense Kapitalmengen. Neue Technologien und deren globale Einsatzmöglichkeiten stellen eine Ausweitung der Macht

auf bisher ungeahnten Feldern sicher. Gleichzeitig ist die transnational business masculinity ähnlich dem Wirtschaftssystem, in dem sie agiert, der Verbundenheit mit tradierten Lebens- und Deutungszusammenhängen (Familie, Arbeit, Quartier, Vereine) tendenziell enthoben. In dem so zustande kommende Verlust von sozialer Kontrolle und der daraus resultierenden Autonomie unterscheidet sich die Figur von seinem bürgerlichen Vorläufermodell. Begleiterscheinungen dieser Transformation sind höhere Liberalität, beispielsweise gegenüber Homosexualität und geringerer persönlicher Einsatz körperlicher Gewalt.

Aber auch die Herausforderung durch den Feminismus und die oben angeführten gesamtgesellschaftliche Tendenz zu Individualisierung und Pluralisierung führen zu dynamischen Veränderungen. Folge ist die Hinterfragung der selbstverständlichen Hegemonie, sodass Männlichkeit zunehmend der Legitimation bedarf. Häufig wird in diesem Zusammenhang die ‚Krise des Mannes‘ postuliert. Allerdings ist dieser Begriff mit Vorsicht zu verwenden. Weit weniger als eine Krise, findet nämlich vielmehr eine Transformation in neue Legitimationsstrategien statt. Dieses ist kein neues Phänomen, denn Männlichkeiten verändern sich seit jeher, der Umfang der momentanen Veränderungen ist jedoch beträchtlich.

Dabei kommt es durchaus zu Enthierarchisierungstendenzen im Sinne größerer Geschlechtergleichheit, insbesondere auf der persönlichen Ebene (vgl. Meuser 2002). Connells Hinweis auf die größere Liberalität von transnational business masculinities lässt sich teilweise auf die bundesdeutsche Realität übertragen. Dieses bezieht sich aber eher auf mittelschichtorientierte Männlichkeiten. Die Männerbewegung im deutschsprachigen Raum beispielsweise, die versuchte, persönliche und politische Veränderungen der Geschlechterord-

nung vorzunehmen setzte sich zu größten Teilen aus Akademikern zusammen.

Im pragmatisch orientierten Milieu der Facharbeiter kommt es jenseits ideologischer Ansichten ebenfalls zu einer Transformation von Männlichkeit unter der Prämisse ökonomischer Notwendigkeiten, eine kollektive Praxis hat sich allerdings noch nicht etabliert. Zumal weite Teile von Männlichkeit die Transformation nicht auf sich beziehen – wollen, können oder müssen, je nach dem. Behnke u.a. haben in einer Untersuchung über Männergruppen in einer Kleinstadt herausgefunden, dass viele der befragten Männer ungebrochen an tradierten Männlichkeiten festhalten (Behnke u.a. 1998). Auch die Inszenierung von Männlichkeit in den Medien lässt einen ähnlichen Befund zu. Neben einigen alternativen Darstellung verharren die Meisten innerhalb der herkömmlichen Männlichkeit (vgl. Budde 2003b). Eine weitere Antwort auf die Delegitimierung stellt darüber hinaus eine

Laufe der männlichen Sozialisation wird geregelt, welche symbolischen Codes legitim und welche illegitim sind. Es existiert kein einheitlicher Forschungsstand dazu, welche Bestandteile zum Prozess männlicher Sozialisation grundlegend dazugehören. Bei aller Unterschiedlichkeit lassen sich jedoch einige wesentliche Prinzipien festhalten, in denen sich die Erfahrungen von Jungen ähneln:

- Bloß nicht drüber reden. Die Externalisierung von Gefühlen – so lautet die zugehörige wissenschaftliche Beschreibung – beinhaltet, dass es Männern tendenziell schwerfällt, Emotionen wahrzunehmen und auszudrücken. Schwieriges und Unangenehmes wird eher wegrationalisiert, bagatellisiert oder kompensiert. Aber auch positive Gefühle werden häufig verdrängt. Dieses führt zu Außenorientierung, permanenter (Selbst-) Kontrolle und starker Rationalität.
- Die Drohung, ‚nicht-männlich‘ zu sein ist allgegenwärtig. Männliche Identität stützt sich – wie oben beschrieben – in Ermangelung eigen-

Übrig blieb allein die Angst vor den Frauen. Er begehrte sie, aber er fürchtete sich vor ihnen. Er mußte einen Kompromiß zwischen Angst und Verlangen finden und nannte ihn „erotische Freundschaft“. Seinen Freundinnen beteuerte er: nur in einer unsentimentalen Beziehung, in der keiner Ansprüche auf das Leben und die Freiheit des anderen erhebt, können beide glücklich werden. (Milan Kundera, Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins)

zunehmende Remaskulinisierung dar. Connell warnt vor einem Erstarren tradierter Männlichkeiten, aufgrund von religiösem Fundamentalismus (bspw. bei christlichen Abtreibungsgegnern) oder aufgrund der zunehmenden globalen Militarisierung von Politik.

Männliche Sozialisation

Damit der männliche Identifizierungsprozess gelingen kann, bedarf es der Aneignung männlicher Ausdrucksformen und Symboliken. Im

ständiger Definitionen auf Abgrenzung von allem Weiblichen, sodass alles als männlich gilt, was ‚nicht-weiblich‘ ist. Dieses kann unterschiedlich sein, beispielsweise Frauen, Kinder oder untergeordnete Männlichkeiten, aber auch der eigene Opferstatus gehören in diesen Bereich. Deswegen muss Männlichkeit – quasi als Beweis – in ständig wiederholenden Riten, Proben und Auseinandersetzungen erworben und gleichzeitig dargestellt werden.

- Das Tabu der Homosexualität wirkt

als ein wesentliches Prinzip männlicher Normierung. Jede Abweichung von der männlichen und damit heterosexuellen Ordnung wird marginalisiert und verdrängt. Der Verdacht, schwul zu sein, schwul auszusehen, sich schwul zu verhalten usw. ist die zentrale Drohung, mit der weniger homosexuelle Handlungen diskreditiert werden, als vielmehr die Legitimation von Männlichkeit entzogen wird.

beschrieben werden. Gerade durch die Auflösung traditioneller Lebenszusammenhänge verlieren reale Identifikationsfiguren an Stellenwert. Anstatt sich mit konkreten Männlichkeiten identifizieren zu können, ist der Alltag vieler Jungen geprägt von dem Kontakt mit Frauen einerseits (Zuhause, Kindergarten, Schule) und übersteigerten Männlichkeitsidealen andererseits. Dabei ist die Abwesenheit von Vätern im Erzie-

spielsweise trifft man häufig auf Jungen, denen außer ihrer Männlichkeit wenig geblieben ist. Auch im Bereich der Schule lässt sich eine zunehmende Irritation seitens der Schüler feststellen. Einigen Jungen ermöglicht dieses Spannungsfeld Raum für die Erprobung alternativer Männlichkeitsementwürfe. Dass dieses aber keine Zwangsläufigkeit ist, zeigt sich daran, dass es vielen Jungen, entgegen der Vermutung, nicht schwer fällt, sich zu orientieren. Was früher die „He-Man Figur“, das ist heute „Dragon Ball Z“, nämlich ein häufiges und gerne angenommenes Identifikationsangebot. Aber auch die Pädagogen und Pädagoginnen haben ihren eigenen Anteil an der Reproduktion tradiert Männlichkeiten, sei es durch Erwartungszuschreibungen oder die eigene geschlechtliche Inszenierung.



Die Differenz zwischen den rigiden Männlichkeitskonzeptionen und habituellen Verunsicherungen führt zu einer Delegitimation und Veränderung von Männlichkeit. Denn zum einen wird ein erweiterter Raum für Variationsmöglichkeiten offeriert, da tradierte Zuschreibungen wegfallen. Ehemals ‚typisch weibliche‘ Eigenschaften gelten zunehmend auch für Jungen als legitim (3). Andererseits führt die Delegitimation aber auch zu Remaskulinisierungen und der (Wieder-)Errichtung starrer Geschlechtervorstellungen unter Aktualisierung des Spannungsfeldes zwischen Konkurrenz und Kumpanei. Denn noch immer funktioniert die Rückbesinnung auf herkömmliche Symboliken und Ausdrucksformen wie Hierarchisierung oder risikoreicher Lebensführung.

Die realen Schwierigkeiten heranwachsender Jungen und Jugendlicher in diesem Identifikationsprozess pädagogisch ernst nehmen, heißt weder, alle Verhaltensweisen zu tolerieren, noch moralisierend zu reglementieren, sondern verstehend die Schwierigkeiten, Probleme, Bedürfnisse und Fähigkeiten der Jungen zum Aus-

- Das Prinzip der Gewalt ist nach wie vor ein wichtiges Merkmal männlicher Sozialisation. Ein funktionales Körperverhältnis und die Unterordnung vermeintlich Schwächerer bedingen immer noch eine starke Verknüpfung von Gewalt und Männlichkeit. Auch wenn mittlerweile festgestellt wurde, dass Mädchen ebenfalls körperliche Gewalt einsetzen (können) und längst nicht alle Jungen in Gewalthandlungen involviert sind, so gilt die Option, Männlichkeit durch den Einsatz körperlicher Gewalt herzustellen, immer noch weitestgehend als legitim.
- Keiner weiß genau, wie Männlichkeit erworben wird, aber fast alle Jungen tun so, als ob sie es wüssten, so kann ein weiteres Prinzip

hungsprozess nicht etwa neu, neu ist lediglich die wissenschaftliche Beschäftigung mit dieser Tatsache.

Die aus diesen Prinzipien resultierenden Botschaften, die im Sozialisationsprozess transportiert werden sind: Anspruch auf Überlegenheit, nicht nur in körperlichen Belangen; keine Probleme haben; Konkurrenz; Externalisierung und Abwehr; keine Schwäche zeigen oder haben; cool bleiben.

Die zunehmende Hinterfragung dieser Botschaften tradiert Männlichkeit betrifft selbstverständlich auch diejenigen, die sich in unterschiedlichen pädagogischen Praxisfeldern bewegen (sowohl Klienten, als auch Pädagogen). In der Jugendhilfe bei-

gangspunkt zu nehmen. Dafür gibt es kein Patentrezept. Ohne theoretisches Vorwissen und zugleich empathischer Hinwendung wird die pädagogische Arbeit, die sowohl zur Erweiterung der Handlungsoptionen, wie zu einer Enthierarchisierung beitragen soll, jedoch sicherlich nicht erfolgreich sein.

Zusammenfassung

Die zunehmende Beschäftigung mit dem scheinbar so vertrauten Gegenstand Männlichkeit hat in den letzten Jahren zu einem erweiterten Verständnis beigetragen. Wichtig ist es, Männlichkeit, ebenso wie Weiblichkeit, nicht als natürliche Tatsache, sondern als ein Produkt der Verwobenheit von gesellschaftlichen Zuschreibungen und individuellem „doing gender“ zu sehen. Männlichkeit gründet nach wie vor auf den wesentlichen Prinzipien von Distinktion und Hierarchisierung. Aus den Delegitimierungen, mit denen das System hegemonialer Männlichkeiten momentan konfrontiert ist – so die vertretene These – resultiert eine nachhaltige Verunsicherung der männlichen Identifizierung. Dieses führt auch ‚auf Männerseite‘ zu dynamischen Veränderungen der Geschlechterordnung. Männlichkeit kann nicht länger als starr festgeschrieben angesehen werden. Die Reaktionen sowohl von Jungen, Jugendlichen wie erwachsenen Männern liegen zwischen Transformation der Männlichkeitsvorstellungen und traditionellem Beharren auf Althergebrachtem. Hier angemessene, realistische und alltagstaugliche Antworten zu finden, ist Prozess und Herausforderung zugleich, welcher gesellschaftlich erst am Anfang steht und in den nächsten Jahrzehnten noch weitreichende Auswirkungen auf die Konstruktion von Männlichkeit haben wird.

Anmerkungen

(1) Der Begriff der sozialen Konstruktion bezieht sich auf poststrukturalistische Ansätze, bspw. von Foucault. In dieser noch recht jungen Denktradition wird nicht nach neuen Wahrheiten gesucht, sondern diskursanalytisch untersucht, wie Wahrheiten hergestellt werden.

(2) Ich benutze den Begriff Männlichkeiten anstatt Mann, da ich deutlich machen will, dass es sich um ein Handlungsmuster handelt. Die Verwendung des Plurals signalisiert die Vielfältigkeit unterschiedlicher Handlungsmuster

(3) In einigen Bereichen der Arbeitswelt gelten sogenannte ‚soft skills‘ wie Team- und Kommunikationsfähigkeit mittlerweile sogar als wichtige und notwendige Einstellungsvoraussetzungen.

Literatur

Behnke, Cornelia/Loos, Peter/Meuser Michael (1998): Habituelle Männlichkeit. Existentielle Hintergründe kollektiver Orientierungen von Männern, in: Bohnsack, Ralf/Marotzki, Winfried (Hrsg.): Biographieforschung und Kulturanalyse. Transdisziplinäre Zugänge qualitativer Forschung, Opladen
Bourdieu, Pierre (1997): Die männliche Herrschaft, in: Dölling, Irene/Krais, Beate (Hrsg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis, S. 153-216, Frankfurt/Main
Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt/Main
Budde, Jürgen (2003a): Die Geschlechterkonstruktion in der Moderne, in Luca, Renate (Hrsg.): Medien, Sozialisierung, Geschlecht. Fallstudien aus

der sozialwissenschaftlichen Forschungspraxis, S. 11-26, München
Budde, Jürgen (2003b): Zwischen Macho, Freak und Onkel. Männlichkeitsinszenierungen in der Reality Soap „Big Brother“, in: Luca, Renate (Hg.): Medien, Sozialisierung, Geschlecht. Fallstudien aus der sozialwissenschaftlichen Forschungspraxis, S. 69-84, München
Budde, Jürgen (2003c): Männlichkeitskonstruktionen in der Institution Schule, in: Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien, 07/2003

Noch ein Wort für Leute mit guten Anatomie-Kenntnissen. Es gibt nur ein Geschlecht. Mann und Frau sind in so vielerlei Hinsicht gleich, dass man Mühe hat, all' diese spitzfindigen Unterscheidungen und Argumente zu begreifen, in denen die Gesellschaften geradezu schwelgen. Ich habe meinen Sohn und meine Tochter in ihrer Kindheit und Entwicklung beobachtet: Mein Sohn, das war ich, folglich Frau, und weitaus mehr als meine Tochter, die ein missglückter Mann war.

(George Sand an Gustave Flaubert, 15. 1. 1867)

Connell, Robert (1987): Gender and Power Society, the Person, and Sexual Politics. Cambridge/Oxford
Connell, Robert (1995): Neue Richtungen für Geschlechtertheorie, Männlichkeitsforschung und Geschlechterpolitik. In: Armbruster L. Christof/Müller, Ursula/Stein-Hilbers (Hrsg.): Neue Horizonte? Sozialwissenschaftliche Forschung über Geschlechter und Geschlechterverhältnisse, S. 61-83, Opladen
Connell, Robert (1999): Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten, Opladen
Connell, Robert (2002): Gender, Cambridge
Foucault, Michel (1992): Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I (6. Aufl.) Frankfurt/Main
Meuser Michael (1998): Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster, Opladen
Meuser Michael (2002): Männerwelten. Zur kollektiven Konstruktion hegemonialer Männlichkeit, Vortragsmanuskript

Beziehungen stiften

Entwicklung einer regionalen Männerkultur

Martin Ruck

Beginn

Meine persönlichen und beruflichen Erfahrungen mit Männern und Frauen, meine und deren Beziehungskonflikte, die Schwierigkeiten in der Kommunikation, die Auseinandersetzungen mit der eigenen Geschlechterrolle haben vielfältig – nicht konfliktfrei – dazu beigetragen in besonderer Weise initiativ zu werden. Der Wunsch selbstbewusster zu leben und hilfreich für andere zu sein, nicht zuletzt die sich entwickelnde „Liebe“ zu mir und „Meinesgleichen“ lassen mich dankbar sein für die reichhaltigen Erfahrungen und Impulse, die ich mit und von vielen unterschiedlichen Männern erleben durfte.



In Lebenskrisen suchen Männer Orientierung und Hilfe in unserer Beratungsstelle in Eckernförde. In ihrer Welt kommen sie nicht mehr richtig zurecht. Vieles „stimmt“ nicht, und sie leiden an sich selbst und anderen. Leidensdruck wird zur Chance für Veränderungsbereitschaft, persönlichem Wachstum und Reife. Als Männer haben sie oft nicht erfahren können, sich „Gewinn bringend“ vor anderen zu öffnen, ihre Schwächen und ihre Ohnmacht verständlich auszudrücken. Sie stehen „sich selbst im

Wie funktioniert eigentlich eine Männergruppe?

Eine Männergruppe lebt von der Bereitschaft jedes einzelnen Mannes, sich einzulassen und sich einzubringen. Jeder Mann versucht den Teil von sich zu zeigen, der jetzt für ihn wichtig ist.

Wenn alle wollen, dass die Männergruppe "funktioniert", wird es eine Lösung geben. Wenn sie nicht zufriedenstellend läuft, kann es wertvoll sein, bei sich selbst zu forschen, herauszufinden, was ich als einzelnes Mitglied dazu beibringe oder was ich zurückhalte.

Vergleiche können Gift sein.

Erwartungen und Ansprüche sind Herausforderungen, denen wir Männer lange nicht immer gewachsen sind - auch wenn wir versuchen, uns ihnen zu stellen. Kleine Schritte sind auch in Ordnung. Weniger ist manchmal mehr.

Männer können scheitern. Eine Gruppe kann scheitern. Das muss nicht zwangsläufig schlimm sein. Der Lerneffekt darf nur nicht verloren gehen.

Männergruppen sind Selbsterfahrungsgruppen (keine Therapiegruppe). Selbsterfahrungsgruppen brauchen gemeinsam getragene Regeln und Vereinbarungen. Jede Gruppe entscheidet darüber selbst, inwieweit sie sich strukturieren will. Wesentlich ist, dass die Regeln eine Balance verschiedener Interessen zwischen verschiedenen Männern gewährleisten. Zum Beispiel: Bedürfnisse nach ernsthafter Problembewältigung, praktischem Nutzen und Genießen und Spaß. Ausgleich zwischen dominierenden und nicht dominierenden Männern. Ausgleich zwischen vitalen und nicht vitalen Männern.

Folgende Regeln haben sich bewährt:

Vertraulichkeit: Über andere Männer wird nichts erzählt. Auch nichts was positiv erscheint. Wichtig ist jedoch, das selbst Erlebte - ohne Namensnennung - außerhalb der Gruppe offen an- und auszusprechen, damit es einem selbst klarer wird. Möglicherweise auch mit der eigenen Frau/Freundin.

Verbindlichkeit: Regelmäßige Teilnahme, Absagen, Bemühen um Termine

Verantwortung: Jeder bestimmt selbst, wann er redet, wann er schweigt. Jeder achtet auf Störungen in der Gruppe. Situativ notwendige Gesprächsleitungen können vereinbart werden.

Verlauf: Beginn und Ende klar machen. Runden (jeder sagt etwas) klar kriegen. Einstiegs- u. Abschlussrunde, Strukturierungsrunden (Abstimmung), Befindlichkeitsrunden (Gefühle, Wünsche).

Wir als Männer werden dann bewusster mit uns selbst und anderen Menschen umgehen können, wenn wir uns mit den inneren Bildern in uns auseinandersetzen. Je mehr wir selbst bestimmen wie wir als Männer sein wollen und nicht, wie wir als richtige Männer sein sollten, desto bewusster und befreiter werden wir leben können.

Dazu gehört, dass wir uns u.a. beschäftigen mit den vier Bildern in, die unser Denken und Verhalten steuern: dem Bild des Helden und des einsamen Kämpfers, des Familienernährers, des Arbeitsmannes des braven Sohnes.

In unseren Männerleben, in unserem Männererleben ist noch mehr drin. Nutzen wir unsere Freiräume.

Auszug aus: http://www.eckernforde-maenner.de/maenner_gruppen.htm

Weg“, erwarten von sich selbst „alles im Griff“ zu haben und erleben sich in Konkurrenz zu anderen scheinbar erfolgreichen Männern.

Mit gesellschaftlichen Veränderungen, persönlichen Verlusten und Trennungen haben Männer häufig „innerlich“ mehr zu tun, als sie „äußerlich“ zeigen können und wollen.

Als Jungen haben sie nicht den Vater oder die Männer erleben können, die sie für ihre Reifung dringend gebraucht hätten. Mit Brüdern und „brüderlichen“ Freunden haben sie keine oder nur geringe „positive tragende“ Erfahrungen. Die Bilder vom „Allein-Sein“, „Selbst-ist-der-Mann“, von erwarteter und gewollter Autonomie zeigen ihre Schattenseiten.

Vorbilder und Modelle greifen nicht wirklich. Das Selbstbild – idealisiert oder nicht –, der Selbstwert und das Selbstbewusstsein sind unsicher und schwankend, überhöht oder sehr niedrig. Oft sind es Frauen, Schwestern, Mütter, Freundinnen und Partnerinnen, die ihnen etwas geben, was sie dringend brauchen. Wenn nicht die Angst vor Manipulation und Abhängigkeit wäre. In Gegenwart von Frauen erleben sich Männer eher konkurrierend.

Hier kann ich nur grob skizzieren, welche wichtige Aspekte aus meiner Sicht eine Rolle spielen. Dabei ist mir bewusst, dass viele weiteren wichtigen Blickwinkel erforderlich sind.

Konkret bin ich auch nur ein Mann unter vielen. Männer brauchen viele Modell um ihr eigenes stimmigeres „Mann-Sein“ zu leben und immer wieder neu zu „konstruieren“.

Konzept

In dieser Situation bringe ich seit ca. 12 Jahren Männer in angeleiteten Selbsterfahrungsgruppen zusammen. Männer, die sich nicht kennen, verschiedenen Alters (ca. 30 bis 65 Jah-

re), aus verschiedenen Berufsgruppen (Arbeitslose, Facharbeiter, Selbständige, Akademiker). Männer, die ich durch meine Beratungsarbeit kennen lerne und Männer, die an Erfahrungen in einer Männergruppe interessiert sind. Männer, die Freunde suchen. Die meisten Männer sind Väter.

Vierzehn Abende (mit je 3 Stunden), der erste und der letzte sind stark strukturiert, nicht thematisch, mit einigen MRT-Elementen (MRT ist Männer-Radikale-Therapie, ein Selbsthilfekonzentrat strukturierender Grup-

pen-Balancen mit Runden und selbst gewählten Arbeitszeiten; s. a. den Beitrag zu MRT auf Seite 16ff.).

Die Gruppengröße variiert zwischen 12 und 15 Männern. Seit einigen Jahren teile ich die Leitung mit einem jüngeren Mann.

Mein Wunschziel ist das Fortbestehen der Gruppe. Zur Zeit bestehen 7 Männer-Gruppen in Eckernförde und Umgebung. Einige Gruppen haben sich neu zusammengesetzt, andere haben sich aufgelöst.



Die Gruppen sind unterschiedlich selbst organisiert, einige sind zeitweise offen für neue Männer.

Integration

Seit 10 Jahren rege ich mit einer Vorbereitungsgruppe einen jährlichen Eckernförder Männertag an. Unter einem Motto (siehe den Kasten), mit verschiedenen Workshop-Angeboten, gemeinsamen Tagesbausteinen (Trommeln, Singen, Essen, Gruppendarstellung, Plenum und in den letzten Jahren auch Abschluss-Ritualen) verläuft der Tag konkurrenzarm und erlebnisreich. Einige Männertage haben auch politische Forderungen als gemeinsames Ergebnis. So fordern Eckernförder Männer u.a. mehr männliche Erzieher in Kindertagesstätten. Initiativen haben zu Projekten geführt. Ein monatlicher Männertreff findet seit Jahren statt.

Wesentlich war vor 7 Jahren der Schritt in die Öffentlichkeit. Viele

unterschiedliche auch kritische Reaktionen haben zu mehr Bekanntheit geführt. Seit Beginn steigen die Teilnehmerzahlen. 2003 sind es 77 Teilnehmer. Viele Männer kommen aus ganz Schleswig-Holstein und einige aus Hamburg. In letzter Zeit finden auch in anderen Regionen Männertage statt.

Wesentlich tragfähig und nachhaltig erscheint mir nach wie vor das persönliche Erleben jedes Mannes. Sein „Gewinn“ ist seine Erfahrung mit sich selbst als Mann mit anderen Männern, die hilfreich sind und ihn zu mehr Selbst-bewusst-Sein anregen.

Der 11. Eckernförder Männertag findet am 8. Mai 2004 statt.

Weitere Informationen:

www.eckernfoerde-maenner.de

Kontakt:

Martin Ruck, Beratungsstelle, Langebrückstraße 13, 24340 Eckernförde,

Themen der Eckernförder Männer tage

1994: So viele Männer – Was bin ich denn für einer?

1995: Ausgetretene Pfade und/oder Träume leben

1996: Ich streich' erst mal die Hälfte – weniger ist mehr

1997: Zeig' Dich - Mal! (Mann, wo bist Du ? Was ist los mit Dir?)

1998: Freier Geist und lebendige Gefühle!

1999: Wann ist Mann ein Mann? Wer entscheidet das?

2000: Festhalten und loslassen in Arbeit und Beziehungen

2001: Freund sein – Freund bleiben

2002: Die Kunst sich zu warten – Handeln statt reden

2003: Männer sind wichtig

Tel.: 043 51-59 25, Fax: 043 51-726 142, Mail: Berat.Stelle@t-online.de

29. MÄRZ 2004, 19 Uhr:

Wer hat Angst vorm neuen Mann – vor der neuen Frau?

Ein Streit(?)-Gespräch mit Gisela Notz und Rainer Volz

Wann ist ein Mann ein Mann, eine Frau eine Frau? Die Rollenbilder sind in ständiger Bewegung: in aller Öffentlichkeit und privat. Ändern sich damit auch eingefahrene Verhaltensweisen oder die eigenen Konstrukte von Männlichkeit und Weiblichkeit? Entstehen neue Entwürfe für die Arbeitsverteilung zwischen den Geschlechtern? Wie werden sie gelebt, wie in Familien- und Geschlechterpolitik befördert? Mehr Familie für den Mann, mehr Beruf für die Frau?

Zwei Positionen aus der engagierten Sozialwissenschaft treffen aufeinander: die der Frauenforscherin Dr. Gisela Notz, Bonn, und des Männerforschers Rainer Volz, Bochum.

Als Einstimmung ins Thema Kurzführung in der Dauerausstellung „Frauen und Männer – Arbeitswelten, Bilderwelten“ mit Dr. Elisabeth v. Dücker, 18.30 Uhr, 2. Stock.

Veranstaltungsort: Museum der Arbeit, Wiesendamm 3, 22305 Hamburg-Barmbek (gegenüber U- und S-Bahn Barmbek), zugänglich für RollstuhlfahrerInnen.

Am Montag ist das Museum der Arbeit von 13 bis 21 Uhr geöffnet. Vor Veranstaltungsbeginn ist Gelegenheit zum Besuch aller Ausstellungen sowie des Fabrik-Cafés.

Eintritt: 7 Euro, ermäßigt 5 Euro. Buffet mit kleinen Köstlichkeiten.

Informationen: Museum der Arbeit, Dr. Elisabeth v. Dücker, Homepage www.museum-dearbeit.de

Die Veranstaltung findet statt in der Reihe

women talk
Arbeit : Zeit : Geschlechterfragen

„Ein Experiment, viele Sachen auszuprobieren...“

Zur Tradition des bundesdeutschen Männer treffens

Wer möchte das nicht erleben? „... Bereicherung und Erholung, bei der ich auftanken kann und mit neuen Inspirationen nach Hause fahre.“ 174 Männer und 60 Kinder haben es vermutlich so oder ähnlich erfahren auf dem 21. Männertreffen auf Schloss Altenhausen bei Magdeburg.

Seit 1982, fast unbemerkt von der Öffentlichkeit, treffen sie sich alljährlich über Himmelfahrt: Männer, die Lust haben auf Mann-Sein, und Männer, die gemeinsam neue Wege entdecken wollen. Viele kommen zum ersten Mal, etliche sind fast jedes Jahr dabei.

Das Spektrum der Teilnehmer ist breit: Es tummeln sich Aktive aus Männergruppen und Initiativen, nichtorganisierte Einzelmänner, Männer, die Jungen- und Männerarbeit machen; Männer, die sich für ein Leben jenseits von Konkurrenz, Männerbündelei und Diskriminierung engagieren, „wilde“ Männer, die sich auf ihr Schwitzhüttenritual freuen, Heteros und Schwule, Alte und Junge.

Frauen sind nicht zugelassen während der vier Tage, dafür werden Kinder umso willkommener empfangen. Zweimal am Tag – während der sogenannten Workshoptagen – wird eine Kinderbetreuung angeboten, und zunehmend finden gemischte Seminare für Männer und Kinder statt.

Jedes Jahr auf dem Abschlussplenum bildet sich das Organisations-Team (kurz: O-Team), um das Männertreffen im übernächsten Jahr zu planen. Eine ausreichend große Unterkunft muss gefunden werden, ein Motto wird ausgegeben und der organisatorische Rahmen wird geschaffen. Die Inhalte jedoch bringen die Teilnehmer selbst mit. Auf einer großen Pinnwand hängen dann, nach Tagen sortiert, die Zettel mit den Angeboten und Teilnehmerlisten. Dort finden sich Männerchor und Meditation, Tanzen und Malen, Feldenkrais und Jungenarbeit, Selbsterfahrung und Theoriediskussionen, Schwitzhüttenritual und Körperbemalung.

Finale des Treffens ist am Samstag dann der sogenannte „bunte Abend“, an dem kleine und große kulturelle Auftritte vorm freundlichen Publikum zum Besten gegeben werden. Zum Ausklang schwingen die Männer dann das Tanzbein, bevor es am Sonntagmittag wieder gen Heimat geht.

Gründe, zu solch einem Treffen zu fahren, gibt es viele. Auf der Homepage des Treffens sind einige nachzulesen: „Ich fahre zum Männertreffen, weil ...“

- ich es genieße, mit Männern zu sein, die sich selbst mitteilen, die sich wirklich selbst zeigen,
- es mich immer wieder begeistert und es ein Forum ist, auch über schwierige Lebenssituationen zu sprechen, was sonst unter Männern sehr schwierig ist,
- ich Energien erhalte, die ich im „normalen“ Leben (beruflich) nicht in der Form erhalte, wie auf dem Männertreffen;
- ich viel Zuwendung und Kraft erhalte“.

Das Männertreffen ist politisch ungebunden. Instrumentalisierungsversuche der einen oder anderen Gruppierung wurden bisher stets abgewehrt. Relativ unbeeindruckt davon existiert das Treffen nun schon über zwanzig Jahre und die Teilnehmerzahlen sind stetig steigend. Und trotz aller bewährten Tradition wird es nächstes Jahr ein absolutes Novum geben. Das O-Team 2004 lädt erstmalig zu einem Männertreffen außerhalb Deutschlands ein. Ein ehemaliges Kloster im niederländischen Baarlo wurde als Herberge ausgesucht. Ein Experiment, bei dem es sich sicherlich lohnen wird, dabei zu sein.

Rainer Zimpel

Weitere Infos:
www.maennertreffen.de



„An der Schwelle“

Erfahrungen mit MännerRadikalerTherapie (MRT)

Ein Gespräch von Alexander Bentheim mit Frank Puckelwald und Dietrich Treber

Zwei, die sich aus gemeinsamer Gruppenarbeit kennen: **Frank Puckelwald**, 45 Jahre, Vater zweier Söhne, Pastor der Nordelbischen Kirche, seit 10 Jahren in der Männerbewegung engagiert und erfahren in der Initiierung und Begleitung von MRT-Gruppen und **Dietrich Treber**, 57 Jahre, Diplom-Psychologe und Supervisor, beruflich tätig am Fachbereich Sozialpädagogik der HAW Hamburg, Erfahrungen in der Schwulenbewegung, mit Männer- und MRT-Gruppen, kamen nach Jahren zu einem Gespräch zusammen, um kontroverse Positionen zu MRT auszutauschen. Doch am Ende wurden zwischen einem MRT-Pragmatiker und einem verhaltenen MRT-Skeptiker mehr gemeinsame Erinnerungen ausgetauscht, statt Kontroversen beschworen. Moderiert wurde das Gespräch von **Alexander Bentheim**, 44 Jahre, Diplom-Pädagoge und Publizist, Herausgeber von „Switchboard. Zeitschrift für Männer- und Jungenarbeit“, bislang nicht MRTler (1)

Alexander Bentheim (AB): Dietrich und Frank, drei Sätze: Was haltet Ihr vom MRT-Konzept für Männergruppen?

Frank Puckelwald (FP): Von allem, was ich an Männerarbeit erlebt habe, ist MRT das beste, was mir untergekommen ist. Ich verstehe es nicht als Heilslehre, aber ich habe in der Praxis die Vorteile gesehen. Ich habe damit gearbeitet, es hat mich geprägt. Ich bin kein MRT-Dogmatiker und empfinde es als ein relativ offenes System: Es ist möglich, sowohl persönliche, politische wie religiöse, spirituelle Aspekte zu bearbeiten. Ein sehr ganzheitliches, Körper, Geist und Seele ansprechendes Modell. Deshalb mag ich es.

Dietrich Treber (DT): MRT ist für mich vor allem eine Methode – mit Stärken und Schwächen. Stärke insofern, als dass es ein gutes Gerüst ist für die selbst organisierte Arbeit von Männern. Kehrseiten sind, dass die Struktur manchmal, gerade von Männern,

sehr rigide gehandhabt werden kann und dass man das Konzept mit fast allem füllen kann. Eine solche Offenheit finde ich problematisch.

AB: Das „Radikale“ im Konzept ist oft beschrieben worden. Welche Bedeutung hat das „Therapeutische“?

DT: Es organisiert sich eine Selbsthilfegruppe, und es gibt Vorstellungen über Probleme und Themen, die die Teilnehmer gern miteinander besprechen möchten. So kann ein Entwicklungsprozess eingeleitet werden, der aber nicht therapeutisch ist für Männer, die tatsächlich professionelle Hil-

fe brauchen. Es kann sogar problematisch und für eine „normale“ Männergruppe sehr schwierig sein, mit solchen Männern umzugehen.

AB: Drückt der Begriff „therapeutischer Charakter“ dann nicht präziser aus, was in der Gruppe möglich ist?

DT: Ich habe mich über die hohen Ansprüche im MRT-Handbuch (2) gewundert. Will man dem Konzept gerecht werden, muss man schon eine ziemlich gute Ausbildung haben. Unterstützend und entwicklungsfördernd für einzelne zu wirken, das können diese Gruppen bei

Was ist MRT?

Das Kürzel MRT steht für „Männer organisieren radikale Therapie“ oder schlicht „MännerRadikaleTherapie“. MRT gilt als eine strukturierte Form der Selbsterfahrung, die einen emanzipatorischen Ansatz in der Gruppenarbeit mit Männern zu verwirklichen sucht. Qualität und Intensität der Auseinandersetzung in der Gruppe werden dabei von 3 Grundsätzen geleitet: Wohlwollende Grundhaltung, Eigenverantwortung und Gruppenverantwortung, Verbindlichkeit. Das Radikale wird dabei im ursprünglichen Sinne als „an die Wurzel gehend“ verstanden, das Therapeutische als wechselseitige Unterstützung. MRT will zur Überwindung überkommener Geschlechterrollen, Verhaltensmuster und Umgangsweisen beitragen, neue Visionen von Männlichkeit entwickeln und mit Leben füllen; die in einer MRT-Gruppe behandelten Themen entstammen allen Lebensbereichen.

Grundlage für MRT als „lebendigem“ Modell bilden die humanistische Psychologie, ergänzt um Elemente der Transaktionsanalyse und der Gestalt- und Körperarbeit. MRT geht zurück auf die Radikale Psychiatrie Bewegung (Berkeley/USA, 1968), die kritisierte, dass die Psychiatrie als Instrument zur Anpassung Abweichender an die bestehenden Verhältnisse missbraucht wurde. Das Selbsthilfemodell der RT („Radikale Therapie“) entstand daran anschließend Mitte der 70er Jahre in den Niederlanden. Dort verbanden Feministinnen ihre Selbsthilfegruppen-Erfahrungen mit den Ideen der Radikalen Psychiatrie im geschlechtsbezogenen Konzept FORT („Frauen organisieren Radikale Therapie“). MRT ist, darauf fußend, eine Anfang 1985 für Männer ebenfalls in den Niederlanden weiterentwickelte Form des FORT-Konzeptes. Die Entstehungs- und Bewegungsgeschichte von FORT und MRT verdeutlichen die Auswirkungen der patriarchalen Gesellschaft auf Identität und Rolle als zentrale Ansatzpunkte für die geschlechtsbezogene Selbsterfahrung. In Deutschland existieren zurzeit rund 50 MRT-Gruppen, ein jährliches Ostertreffen gilt als das größte überregionale Treffen.

Alexander Bentheim

„normalen“ Problemen leisten., nicht aber für Männer mit tiefergehenden Krisen.

FP: Dem schließe ich mich an. Die griechische Bedeutung von Therapie ist etwa „helfen, dienen, heilen“. Aspekte davon sind möglich, aber man muss auch sagen: Achte auf die Grenze. Was ich an MRT schätze, ist die Struktur. Ich hatte mehrmals psychisch kranke Männer in einer MRT-Gruppe. Die Gruppe hat sich mit ihnen aber – eben dank die Struktur – auseinandersetzen können. Die Struktur hat den gemeinsamen Weg – mal mehr, mal weniger – „gehalten“. Diese Erfahrung ist aber in Ordnung, denn wir können erleben: Wie es eigentlich ist, mit einem psychisch kranken Menschen zusammen zu sein.

AB: Würdest du den Versuch eines solchen Miteinanders – bei allen Regeln – über eine „Eingangsdiagnose“ stellen, ob ein Mann „gruppenfähig“ ist?

FP: Nein, nicht grundsätzlich. Es gibt so etwas wie einen „sanften Start“ bis hin zur Verbindlichkeitserklärung für die Gruppe. Bis dahin ist es möglich, alle vorhandenen Probleme untereinander zu veröffentlichen und ein Gespür dafür zu bekommen: Wollen wir zusammen arbeiten oder nicht? Es gibt Männer, mit denen man sich auf eine solche Erfahrung einlassen kann. Bei anderen gibt es diese Intuition: „Das geht schief“. Das muss dann veröffentlicht werden. Wenn ich das nicht tue, habe ich meine Verantwortung nicht wahrgenommen. Diese Verantwortung gilt für alle.

AB: Die Gruppe entscheidet also, ob sie mit jemandem zusammen arbeiten will oder nicht?

FP: Sie muss es entscheiden. Wer sollte es sonst tun? Die Realität zeigt natürlich immer, dass es einige „Alpha-Tiere“ gibt, und alle gucken: Wie verhalten die sich? Wenn die den

Daumen heben, dann können sich auch die anderen eine Zusammenarbeit eher vorstellen. Ich erinnere aber auch die Bedingung auf unseren Einladungszetteln: verbindliche Teilnahme und normale psychische Belastbarkeit. Wenn jemand damit ein Problem hatte, haben wir gesagt: Komm, zeig es, stell es dar. Wir hatten Alkoholiker dabei, die das klipp und klar bekannten.

DT: Ihr habt das ja auch sozialarbeiterisch genutzt, Frank, und im St.

Petri-Café manchen Besuchern gesagt: Bei uns startet wieder eine MRT-Gruppe, hast du Lust mitzumachen?

FP: Ja, aber das geht nur in einer ausgewogenen Gruppe. Bei einer Gemeinschaft, die ausschließlich aus „Mühseligen und Beladenen“ besteht, da ist das Konzept schnell hin.

DT: Wen man als Gruppe tragen kann, das steht und fällt in der Tat mit der Zusammensetzung. Das Konzept vermittelt die Fiktion einer Selbsthil-



Wie funktioniert MRT?

Ein Prinzip der MRT ist, dass einer Gruppe in einer deutlichen Startphase Fähigkeiten von Männern mit Erfahrung übertragen werden. Die Start- oder Anleitungphase für eine neue MRT Gruppe (8-12 Männer) umfasst in der Regel zwei Wochenenden, d.h. insgesamt 10-12 Sitzungen à 3 Stunden. An diesen Wochenenden versuchen 2-3 MRT-Erfahrene in der Gruppe die wichtigsten Bestandteile des MRT-Konzeptes in Theorie und Praxis zu vermitteln. Diese Anleitung ist prinzipiell kostenlos (außer möglicherweise anfallende Fahrtkosten). Die Teilnehmenden nehmen sich vor, später selbst eine Gruppe anzuleiten oder etwas anderes für das Weitertragen des MRT-Gedankens zu tun, sodass MRT nach dem Selbsthilfegedanken weitergegeben wird. Für eine lebendige und möglichst gleichberechtigte Anleitung ist es wichtig, dass sich die Anleiter auch als Person einbringen. Das heißt, sie nehmen an den meisten Übungen und Ritualen teil, können Arbeitszeit (s.u.) nehmen, bringen ihre Gefühle mit ein. Sie sind keine von der Gruppe abgehobenen „Therapeuten“, sondern an diesen Wochenenden Teil der Gruppe, allerdings mit Leitungsfunktion.

Nach der Anleitungphase leiten jeweils zwei Männer aus der Gruppe die Sitzung. Da jeder Teilnehmer abwechselnd „Leitungs- oder Klientenposition“ übernimmt, wird strukturelle Hierarchie vermieden (zwischen TherapeutIn/KlientIn).

Jeder Gruppe wird nach einigen Monaten noch ein „Vertiefungswochenende“ zum Thema Co-Counseling angeboten. Es gibt eine relativ feste Struktur mit bestimmten Runden, mit der an jedem Abend gearbeitet wird. Der Aufbau gliedert sich wie folgt:

- Blitzlicht: Es wird von allen beschrieben, wie sie sich in diesem Moment fühlen.
- Gutes und Neues: Um aufmerksam für das Positive in unserem Leben zu werden, erzählt jeder Mann kurz, was er in der letzten Woche Gutes und Neues erlebt hat.
- Orga: Organisatorisches, Vereinbarungen zur Leitung, Termine ...
- Pause mit oder auch ohne Essen
- Körperübungen, Spiele
- Arbeitszeit: In den einzelnen Arbeitszeiten haben die Männer die volle Aufmerksamkeit der ganzen Gruppe. Sie wählen sich einen Mann zur Unterstützung und arbeiten an ihren aktuellen Themen.
- Gespinnerunde: Gedanken über Männer aus der Gruppe werden geäußert, um Beziehungen zu klären, eigene Projektionen aufzudecken und die Intuition zu schulen.
- Grollrunde: Ärger, Wut und Irritation über andere in der Gruppe sollen bewusst werden, ausgesprochen und entladen werden.
- Schmuserunde: In der Schmuserunde können alle, die möchten, Anerkennung geben, bekommen, ablehnen, fordern und auch sich selber geben.

Ob und wie diese Elemente eingesetzt werden, entscheidet jede Gruppe für sich, bzw. die jeweilige Leitung einer Sitzung in ihrer Vorbereitung.

Zwischen diesen festen Runden gibt es auch Zeit für Körperarbeit, Massagen, Spiele, Phantasiereisen, Tanzen, Yoga u.ä. Teilweise wird auch themenbezogen gearbeitet, z.B. einen Abend über Sexualität, Trennung, Vaterschaft, Eltern, etc...

Quelle: <http://www.htu.tugraz.at/mrt/how.html>

fegruppe und die Vorstellung: Alle machen etwas, und das gleichberechtigt. Jeder kann eine Gruppensitzung vorbereiten. Aber die persönlichen Voraussetzungen der Männer sind sehr unterschiedlich: Manche haben Therapieerfahrung, einige sogar eine Therapieausbildung, andere sind ganz arglos und haben wenig oder gar keine Erfahrungen mit Gruppen.

AB: Dietrich, mal provokativ: Würdest du einen Test vorausschicken, damit das Ausgangsszenario stimmt? Was wäre dein Vorschlag?

DT: Die Anleitung der Gruppen durch ein, zwei Professionelle müsste gewährleistet sein. Es müsste mehr auf Qualität geachtet werden. Sicher: dann bekäme alles einen anderen Charakter, MRT würde eine Art Schule, es käme zu Abspaltungen...

FP: ... ja, ich habe das so erlebt. Wir haben uns damals MRT-Gruppenstarter geholt, dann aber den Pfad der Tugend ziemlich schnell verlassen, weil wir das Programm nicht voll abgearbeitet haben. Die Gruppenstarter waren ziemlich sauer auf uns.

Da habe ich gedacht: Moment mal, es gibt doch kein Copyright! Und gleichzeitig stimmt natürlich, was du sagst: Wenn nur einmal jemand von außerhalb eingeflogen kommt, das ist zu wenig. Wir hatten damals Männer, die entsprechende Kompetenzen schon mitbrachten. Aber die, die in ganz normalen Berufen arbeiten, die wären hoffnungslos überfordert, das denke ich auch.

AB: Frank, hältst du es für nötig, dass jemand, der eine Gruppe initiiert, über die gesamte Zeit dabei ist oder

hängt das jeweils vom Eindruck ab: Was braucht die Gruppe an Qualität und Begleitzeit?

FP: Eine schwierige Frage. Die Gruppen waren unterschiedlich, das kann man nicht allgemein verbindlich sagen. Dietrich und ich haben gemeinsam in einer Elb-Gemeinde eine Gruppe angeschoben und vermittelt, wie eine MRT-Gruppe funktioniert. Was die Männer dann daraus machen, das gehört zur „Freiheit eines Christenmannes“. Denn MRT ist nicht Gesetz. Wenn wir uns aber diesen Schutzraum für Begegnung und Kommunikation schaffen, dann werden wir unseren Stil finden. MRT ist als Impuls, aus den Verkrustungen und Fassaden heraus zu kommen, unglaublich kostbar.

AB: Es werden hohe Erwartungen an die Beziehungskompetenzen gestellt: Jeder ist des anderen Therapeut, es gibt die Verbindlichkeit der Regeln. Gleichzeitig wollen Männer gerade das in der Gruppe lernen. Und wir wissen um ein hohes Maß an männlicher Unverbindlichkeit und Beziehungsunfähigkeit. Ist das nicht ein Widerspruch?

DT: Die Männer befinden sich an der Schwelle. Sie kommen zur Gruppe, weil es nicht sehr befriedigend war, was sie bislang gemacht haben. Es gibt Ängste, über Gefühle zu reden, engere Beziehungen einzugehen, Körperkontakt zuzulassen. Die Männer sind aber auch neugierig: Wie machen die anderen das? Und sie sehen dann, dass es doch nicht so viel Angst macht und dass man mit der Angst umgehen kann. Sie erfahren also ein Feld, wo man lernen kann und wo sich Fähigkeiten entwickeln.

AB: Wenn „an der Schwelle“ bedeutet, sowohl Befürchtungen als auch Hoffnungen zu integrieren und bereit zu sein, sich einzulassen, wäre der Widerspruch aufzulösen?

DT: Dialektisch gesehen, muss dieser

Widerspruch zunächst existieren, damit man sich bewegt. Solange man diesen Widerspruch nicht erfährt, braucht man die Gruppe nicht. Nur wenn etwas in Spannung ist, das sich entwickeln und lösen will, bewegt man sich auch.

FP: Ich kann nur sagen: Bewege dich, damit ich wachsen kann. Das ist mein Modell von Leben: Geben und Empfangen, Reifen, Vielfalt ...

DT: Genau! Ich zum Beispiel habe bestimmte Möglichkeiten im Bereich Beziehungsfähigkeit und Körperkontakt. Und ein anderer kann mir zeigen, wie er etwas Handwerkliches macht. Da kann ich partnerschaftlich von ihm lernen. Mein Traum ist es, von und mit anderen auf diese Weise zu lernen...

AB: Welche Bedeutung spielen Hetero- und Homosexualität für den Gruppenprozess?

DT: Es spielt immer eine Rolle. Die Angst davor, homosexuell zu sein, ist bei „normalen“ Männern letztlich immer gegeben. Aber wenn die Männer sensibel sind und nicht so homophob, dass auch ich meinen gleichberechtigten Platz in der Gruppe habe, dann können wir voneinander lernen.

FP: Ich war dir, Dietrich, damals sehr dankbar. Es helfen nur konkrete Erfahrungen, und deine Selbstverständlichkeit als Schwuler war gut, denn das Bild von der Vielfalt soll erfahrbar werden. Im Kontext von „sich zeigen“ und „sich spüren“ ist Sexualität immer Thema. Und du hast recht: Man muss sehen, wo Skepsis oder negative Resonanzen hervortreten. Das kann dann veröffentlicht werden. Es ist und bleibt eine Chance für jeden.

Anmerkungen

- (1) Die ungekürzte Fassung dieses Gesprächs erscheint in der Oktober-Ausgabe von „Switchboard“, siehe: www.maennerzeitung.de
- (2) Siehe: <http://www.htu.tugraz.at/mrt/maennerhandbuch.pdf>

Literatur

Achim Faber & Wilhelm Breitenbürger: Männer-Radikale-Therapie. In: Holger Brandes & Hermann Bullinger (Hg.): Handbuch Männerarbeit. W einheim 1996, S. 154-164

Internet

- <http://www.mrt-gutesundneues.de/start.htm>
<http://www.rt-forum.de/einfuehrung.htm>
<http://www.htu.tugraz.at/mrt/hist.html>

**Ich will das Lied der Kameradschaft singen,
 Ich will zeigen, was letzten Endes allein diese Staaten einen muß,
 Ich glaube, sie sind bestimmt, ihr eigenes Ideal von männlicher
 Liebe zu finden und es zu verkünden durch mich,
 Daher will ich aus mir diese brennenden Feuer emporschlagen lassen,
 die mich zu verzehren drohten.
 Ich will wegräumen, was diese schwelenden Feuer allzu lange
 niedergehalten hat,
 Ich will ihnen freiesten Lauf geben,
 Ich will das Evangeliumsgedicht von Kameraden und Liebe schreiben,
 Denn wer sonst als ich sollte Liebe begreifen mit all ihrer Qual und
 Lust?
 Und wer sonst als ich sollte der Dichter der Kameraden sein?
 (Walt Whitman, Grashalme)**

Schöne schwule Welt?

Schwul sein und schwul leben in Hamburg

Marc Grenz

„Schwulsein bedeutet, dass diese Entscheidung das ganze Leben durchdringt, das bedeutet auch, vorgeformte Lebensweisen abzulehnen, das bedeutet, aus seiner sexuellen Wahl den Motor für eine Veränderung seiner ganzen Existenz zu machen.“ (Michel Foucault)

Schwule in der Gesellschaft

Sexualität hat sich verändert, seit der „sexuellen Revolution“ der siebziger Jahre ist das Thema in aller Munde. Der Feminismus und das gesellschaftliche Coming-out der Homosexuellen haben die tradierten Geschlechterrollen ebenso in Frage gestellt wie die sexuelle Moral. Der Soziologe Anthony Giddens bezeichnet das Coming-out der Homosexuellen als einen Vorgang mit erheblichen Konsequenzen für den allgemeinen Sexualitätsdiskurs. Er beschreibt die Popularisierung des Selbstbegriffes schwul „gay“ als ein Beispiel „... für jenen reflexiven Prozess, durch den ein soziales Phänomen durch kollektives Engagement angeeignet und transformiert werden kann.“ (Giddens 1993, 23) Der amerikanische Ausdruck für schwul „gay“ (heiter, lustig, fröhlich) suggeriert eine bunte, offene und allgemein anerkannte Existenz. Die Gemeinschaft der Homosexuellenkultur, gibt somit der Homosexualität ein neues öffentliches Gesicht.

Eine weitere Intensivierung des Sexualdiskurses erfolgte mit dem Auftauchen von HIV/AIDS. Die größte Gruppe der von HIV und AIDS Betroffenen stellen männliche Homosexuelle dar, weshalb deren Lebensstile und Sexualverhalten seit den 80er- und 90er-Jahren in zahlreichen Studien, beleuchtet wird, um Erfolg versprechende Präventionsstrategien entwickeln zu können. Hierdurch hat der Diskurs um Aids „eine Paradoxie hervorgebracht, nämlich eine stärkere Integration der Homosexuellen in die Welt, wie sie ist“ schreibt der Sexualwissenschaft-

ler Martin Dannecker (TAZ 30.11.1996), und Werner Hinzpeter ist gar der Meinung, „die Situation der Schwulen in Deutschland hat sich enorm verbessert. (...) Wohl nichts hat die Akzeptanz der Schwulen in der Bundesrepublik mehr vorangebracht als AIDS.“ (Hinzpeter 1997, 80) Auch wenn heute ein schwules Coming-out allgemein einfacher scheint, auch in einer liberaleren Gesellschaft bleibt es ein komplexes Unterfangen und birgt Problematiken, die sehr individuell verlaufen und immer im Kontext der heterodominierten Gesellschaft mit ihren Werten und Normen zu betrachten sind. Folgerichtig gehen daher Hutter und Koch in ihrer 1995 veröffentlichten Studie „Soziosexuelle Faktoren in der Epidemiologie von Aids“ von der Grundannahme aus, dass das Verhältnis zur Gesellschaft bei homosexuellen Männern selten störungsfrei ist, weil ihnen der Zugang zu gesellschaftlich akzeptierten Werten und Identitäten stark erschwert ist. (Hutter/Koch 1995, 247)

Coming-out

Das Coming-out bzw. die allgemeinen Probleme der Identitätsfindung während der Adoleszenz markieren den zentralen biografischen Bruch im Leben eines Schwulen. Diese Hypothese gründet sich dabei auf einen Sexualbegriff, der einschließt, dass sexuelle Erfahrungen nicht nur gemacht, sondern vor allem auch gedeutet werden, wobei die Selbstwahrnehmung konstitutiv wirkt. Der so Kontrollierte sei „zugleich sein eigener und häufig genug unbarmherziger Kontrolleur“, konstatieren Hutter und Koch (1995, 13) in Anlehnung an Foucaults (1977) Begriff des „Geständniszwangs“. Unter Bedingung einer normativen Heterosexualität fühle sich der Schwule bei der Deutung seiner Sexualität „fremd in der eigenen Kultur“ (ebd.), das Stigma wirke als identitätsbildender und -hemmender Faktor auf die Psyche des Individuums. Es entstehe ein

struktureller Bruch in jeder schwulen Biografie. Die forschungsleitende Grundannahme von Hutter und Koch besteht entsprechend darin, dass die Optionen des Lebensstils wesentlich von den Möglichkeiten des Managements der homosexuellen Stigmatisierung bestimmt seien. Dieser Begriff des „Stigma-Management“ basiert auf den Arbeiten des amerikanischen Soziologen Erving Goffman (1990) und wird von Hutter/Koch (1995, 15) definiert als „das Management von Scham und Konflikt in sozialen Situationen, in denen die psychologische und soziale Integrität des betroffenen Individuums auf dem Spiel steht.“ Dabei ist der Sexualbegriff aus einem Entwicklungsmodell abgeleitet, nach dem Sexualität primär unter dem Gesichtspunkt seiner allgemeinen gesellschaftsintegrierenden Funktion betrachtet wird, also in dem Widerspruch von Vergesellschaftung und Individualisierung. Sexualität ist demnach ein Medium, durch welches sich der Mensch seines eigenen Seins bewusst wird, durch das hindurch er aber auch seinen Platz in der Gesellschaft findet.

Diejenigen Männer, die sich entschieden haben, schwul zu leben, folglich ihre Sexualität als Antrieb zur Veränderung ihrer Existenz begreifen, erfahren in der Regel ein Bruch in ihrer Biographie. Dieser Bruch wird als Coming-out bezeichnet und verläuft individuell höchst unterschiedlich. Straver unterscheidet in seinem Modell des Coming-out folgende Phasen:

- Die Erkenntnis, dass man sich zu Personen des gleichen Geschlechtes hingezogen fühlt, führt zu der Erkenntnis, dass dies von anderen, mit vielfach negativen Konnotationen, als „homosexuell“ etikettiert wird.
- Das Erleiden innerer Konflikte, aber auch Versuche homosexueller Kontaktaufnahme.
- Die Akzeptanz einer eigenen neuen Identität („Ich bin homosexuell“)

und Beginn der aktiven Teilnahme am Leben im homosexuellen Milieu.

- Das offene Erkennenlassen des eigenen Schwulseins und der Beginn einer homosexuellen Beziehung (vgl. Straver 1989).

Da nach einem schwulen Coming-out vorgeformte Lebensweisen fehlen, müssen diese selbst entwickelt und ausgearbeitet werden. Diese Ausdifferenzierung von Lebenswelten spiegelt sich in der Infrastruktur der schwulen Szenen.

Schwule Szene in Hamburg

Bezogen auf Hamburg gibt es ein umfassendes Beratungs- und Selbsthilfe Angebot mit spezifischen Thematiken. Darüber hinaus hat sich eine sehr ausdifferenzierte kommerzielle schwule Szene mit Bars, Diskotheken, Clubs und Cafés entwickelt,

die ich hier kurz vorstellen möchte.

Beratungs und Selbsthilfe von Schwulen Magnus-Hirschfeld-Zentrum (MHC)

Das MHC ist Hamburgs Zentrum für Lesben & Schwule mit einer integrierten und professionellen Schwulen-Beratungsstelle. Das Beratungsangebot ist sehr umfassend und betrifft verschiedene Lebensbereiche. Beratung in Rechtsfragen und zur Gesundheit, gehören ebenso zum Repertoire wie Coming-out-Gruppen und Supervision für Berufstätige und arbeitslose Schwule und Lesben. Neben diesem Beratungsangebot treffen sich zahlreiche Selbsthilfegruppen mit ganz unterschiedlichen Thematiken wie „Romeo und Julian“, eine schwule Jugendgruppe, das Treffen der Gay-Feuerwehr, „Schwule über 40“ oder die „Kulturbeutel“, eine schwule Theatergruppe. Dem MHC ist ein Café angegliedert, so

dass eine erste Kontaktaufnahme mit dem Beratungsangebot/Selbsthilfeangebot erleichtert wird.

Hein&Fiete

Hein&Feite ist ein Projekt in Hamburg mit dem Ziel der HIV-Prävention bei Männern, die Sex mit Männern haben, also auch ohne schwule Identität. Um dieses Ziel zu erreichen, gründen sich die Strukturen von Hein & Fiete auf eine Verhältnis- sowie eine Verhaltensebene. Auf der Verhältnisebene wird angestrebt, die schwulen Strukturen Hamburgs so zu stärken und vernetzen, dass sich Schwule in ihren unterschiedlichen Lebenswelten zurechtfinden. Bei diesem Ansatz von Prävention wird davon ausgegangen, dass Männer, die Sex mit Männern haben, eher eine Gesundheitsvorsorge in Bezug auf sexuell übertragbare Krankheiten leisten können, wenn ihre Lebenswelten Anerkennung findet. Die Arbeit auf dieser Ebene beruht also auf einem emanzipatorischen Ansatz, der verschiedenste (schwuler) Lebensformen einschließt und überschneidet sich mit den Zielen des MHC. Dieser Ansatz konkret z.B. mit einem Infoladen realisiert, in dem sämtliche Information zum schwulen Leben zusammengeführt wird und jeder Interessierte Auskunft bekommt.

Ebenfalls zur Verhältnisebene zählen die Selbsthilfegruppen, die sich in den Räumlichkeiten des Projekts treffen. Dazu gehören die Gruppe schwuler Väter, die Jugendgruppe „Ernie und Bert“ sowie eine Gruppe von Schwulen mit unterdurchschnittlichem Einkommen, die sich „arm und warm“ nennt.

Der Veraltensebene wird Hein & Fiete durch eine aufsuchende Präventionsarbeit gerecht. Durch Verteilen von Kondomen und mit zielgruppenspezifischen Aktionen in den Subszenen der Schwulenszene setzen wir Erinnerungsimpulse, sind Ansprechpartner und können

SEIN FÜNFUNDZWANZIGSTES LEBENSJAHR

**Er geht regelmäßig in die Taverne,
In der sie sich im vergangenen Monat kennengelernt hatten.
Er erkundigte sich, aber man hat ihm nichts
Sagen können. Aus ihren Äußerungen entnahm er, daß er eine
Dieser unbekanntem Gestalten kennengelernt
Hatte, einen der vielen anrühigen jungen Typen,
Die dort verkehren. Dennoch
Geht er regelmäßig abends in die Taverne
Und sitzt da, die Augen auf den Eingang gerichtet.
Bis zur Erschöpfung schaut er auf den Eingang.
Vielleicht kommt er. Vielleicht erscheint er heut abend.**

**Dies tut er nahezu drei Wochen lang.
Sein Verstand wird vor Wollust krank.
Auf seinem Mund fühlt er noch die Küsse.
Sein ganzer Körper leidet unter endloser Sehnsucht.
Die Wärme jenes Körpers spürt er auf sich.
Er sucht wieder die Vereinigung mit ihm.**

**Natürlich ist er bemüht, sich keine Blöße zu geben,
Doch manchmal ist es ihm fast egal. – Außerdem,
Was ihn erwartet, weiß er. Es war seine Entscheidung,
Und unwahrscheinlich ist es nicht, daß dieses Leben
Seiner Wahl ihn in einen verheerenden Skandal verwickelt.
(Konstantinos Kavafis)**

bei Problemlagen entsprechend verweisen.

Vereine und Gruppen

Neben diesen beiden größeren Institutionen gibt es schwule Vereine, die an beide Einrichtungen angebunden sind. Zu nennen sei hauptsächlich „Startschuss“, ein schwul/lebsicher Sportverein und „Schola Cantorosa“, ein schwuler Männerchor. „Schola Cantorosa“ trifft sich in den Räumlichkeiten des MHC und für „Startschuss“ ist ein Postfach bei Hein & Fieteeingerichtet.

Kommerzielle Szene

Neben diesem Beratungs- und Selbsthilfeangebot hat sich in Hamburg eine sehr differenzierte kommerzielle schwule Szene entwickelt, die sich hauptsächlich in St. Georg und auf der Reeperbahn bzw. in Altona befindet. Entsprechend den verschiedenen Lebensstilen lassen sich unterschiedliche Lokalitäten benennen. Für die Leder- und Fetischszene das „Thom's“ „Strikly“ und „Black“. An diesen Orten bestimmt hauptsächlich das gemeinsame sexuelle Interesse den Besuch, welches in dunklen Räumen vor Ort auch ausgelebt werden kann. Andere Treffpunkte sind Cafés wie z.B. das „Gnosa“ und das Café „Uhrlaub“ und Bars wie das „Bellini“ oder die „Wunderbar“. Daneben haben sich zahlreiche schwule Party-Events, die je nach Zeitgeist variieren, etabliert. Die größten sind dabei das Gay Happening im Tivoli, Gay-Kantine im Schauspielhaus und die Gay-factory in der „Fabrik“. Diese Veranstaltungen finden durchschnittlich einmal im Monat statt.

Als fester Bestandteil der schwulen Szene Hamburgs können auch zahlreich Porno-Kinos angesehen werden, die neben heterosexuellen Filmen auch schwule Pornofilme im Repertoire haben. Diese werden häufig auch von Männern besucht, die

sexuelle Begegnungen mit Männern suchen, aber keine schwule Identität haben und sich als heterosexuell bezeichnen, oft verheiratet sind oder in heterosexuelle Beziehungen leben. Sie können ihre „Neigung“ an diesen Orten, für Außenstehende nicht erkennbar, ausleben. Es gibt aber auch zahlreiche Pornokinos mit ausschließlich schwulem Programm.

Anonyme Orte/ schwuler Kontakt

Aus der Geschichte mit ihren Repressionen gegen männliche Homosexuelle haben sich zwangsläufig auch öffentliche Plätze zur Befriedigung sexueller Bedürfnisse etabliert. Diese werden „Klappen“ genannt und befinden sich in öffentlichen Toiletten oder Parkanlagen. Diese Örtlichkeiten werden oftmals zu ersten sexuellen Kontaktaufnahmen unter Männern genutzt, können so eine Identitätsfindung unterstützen und bilden für viele die Schnittstelle zur schwulen Infrastruktur.

Schwule und Emanzipation

Eine schwule Infrastruktur ist für die Identitätsbildung und des Coming-outs eines schwulen Mannes von großer Bedeutung. Zugleich hat das Coming-out der Homosexuellen den Sexualitätsdiskurs belebt und zu einer Liberalisierung der Gesellschaft beigetragen. Es wäre jedoch zu unkritisch anzunehmen, dass ein schwules Coming-out problemlos und ohne Folgen wäre. Individuelle Lebenspläne müssen aufgegeben und neu entwickelt werden. Eine Sexualität, die reflexiv erfasst und entwickelt wird und somit als Antrieb einer neuen Identität dient, muss nicht nur individuell reflektiert werden, sondern steht auch in Abhängigkeit zu den Werten und Normen der dominierenden Heterogesellschaft. Demgemäß stellte Th. W. Adorno fest, dass die Emanzipation gesellschaftlicher Teilgruppen ohne die Emanzipation der dominierenden

Mehrheitsgesellschaft nicht möglich ist: „Keine Emanzipation ohne die der Gesellschaft“.

Mediale Vernetzung

Alle Informationen über schwulen Szenen lassen sich aus regionalen schwulen Magazinen entnehmen. In Hamburg erscheint monatlich das Magazin „Hinnerk“ und die „Hamburger Gay-Information“ (HGI). Beide liegen kostenlos an bestimmten Orten aus. Sie informieren über das aktuelle Geschehen und bieten für viele Männer eine Übersicht der schwulen Struktur. Neben den Printmedien etabliert sich zusehends das Internet. Viele (schwule) Platos im Internet informieren aktueller, als Printmedien es können. Darüber hinaus gibt es dort auch Kontaktmöglichkeiten. Über schwule Charträume verabreden sich viele Nutzer und tauschen Informationen aus. Somit muss immer mehr auch die virtuelle Welt des Internets mit zur schwulen Struktur gezählt werden.

Literatur

- Foucault, Michel (Hg.): Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit, Berlin 1978
 Giddens Anthony: Wandel der Intimität, Frankfurt am Main 1993
 Hinzpeter Werner: Schöne Schwule Welt. Der Schlussverkauf einer Bewegung, Berlin 1997
 Hutter Jörg / Koch, Volker: Soziosexuelle Faktoren in der Epidemiologie von Aids. Eine vergleichende Untersuchung infizierter und nicht infizierter Männer, Bremen 1995
 Die Tageszeitung vom 30.11.1996: „Aids hat die Integration von Schwulen gefördert“
 Straver, Cees J.: Perspektiven der homosexuellen Identität: Die soziosexuelle Entwicklung im Vergleich zwischen homo- und heterosexuellen Jungen und Mädchen. In: Gindorf, Rolf und Haerberle, Erwin J (Hrsg.): Sexualität in unserer Gesellschaft. Berlin 1989

„Switchboard“ – Zeitschrift für Männer und Jungenarbeit

Wo gibt es Beratungsstellen für Männer? Wie finden werdende Väter andere werdende Väter? Wer kümmert sich um die Jungs? Solche und andere Fragen, die Männer ebenso wie Fachleute heute umtreiben, beantwortet „Switchboard“, die Zeitschrift für Männer und Jungenarbeit aus Hamburg und Detmold (ISSN 1433-3341). Die seit Anfang 1989 produzierte Zeitschrift versteht sich als Informationsdrehscheibe, die Männer in Bewegung bringen und halten will. – Wie das geht? Wir dokumentieren die vielfältigen Entwicklungen in der Männer- und Jungenarbeit, indem wir sie durch entsprechende Beiträge in ihren Ideen unterstützen und für alle Interessierten nutzbar machen. In kritisch-konstruktiver Weise regen wir damit eine geschlecht-demokratische Männeröffentlichkeit an, die nicht nur emanzipatorische Ziele, sondern auch schon die Wege dorthin im Sinn hat. Mit unserer Arbeit wollen wir Horizonte erweitern und neue Kreativitäten freilegen, weil wir denken, dass die Vorstellung von männlichen Linearitäten ein Mythos und das Leben spannender ist, wenn man(n) zuweilen Umwege nimmt.

„Switchboard“ konkret: Wir weisen hin auf Vorträge, Tagungen, Seminare und Fortbildungen, berichten über neue Projekte und Arbeitskreise und veröffentlichten Gedanken, die sich mit den männlichen Lebenswirklichkeiten auseinandersetzen. „Switchboard“ nennt Adressen von non/konfessionellen Männerbüros und anderen Einrichtungen mit regelmäßigen Beratungs- und Hilfeangeboten, stellt neue Bücher, Dokumentationen und oft wenig beachtete „graue“ Literatur vor und bringt Tipps für ausgesuchte Fernseh- und Hörfunkbeiträge. Eine sozialmedizinische Sprechstunde gehört mittlerweile ebenso zum festen redaktionellen Bestand wie Informationen rund um die Themen Männergesundheit, Bewegung, Sport.

Nach 120 Ausgaben im Februar 1999 konnten wir bilanzieren: Mehr als 3.500 angezeigte Veranstaltungen in über 100 Städten, gut 400 Hinweise zur Praxis der Männer- und Jungenarbeit, mehr als 700 vorgestellte oder rezensierte Publikationen. Besonders freut uns, dass wir seit vielen Jahren Gastbeiträge von Menschen veröffentlichen können, denen die Sache der Männer und Jungen ebenso am Herzen liegt wie uns.

„Switchboard“ – so zwei Urteile über uns – bringt „Informationen über alles, was sich in der männerbewegten Szene tut“ (Publik-Forum) und ist „das informative Zentralorgan zum Thema Männlichkeit – eine ideale Hilfe zur Vernetzung, eine Fundgrube. Gerade denen,

die sich in das Thema einarbeiten, hilft ‘Switchboard’, die Szene kennenzulernen und Arbeitsweisen zu entdecken. Ein Muss für Einrichtungen der Jugendarbeit“ (Benedikt Sturzenhecker). Besonders stolz sind wir auf das Kompliment dieses Lesers: „‘Switchboard’ endet nicht über Vernetzung, ‘Switchboard’ vernetzt – lokal, überregional, international“. Gelesen wird „Switchboard“ folgerichtig nicht nur privat, sondern auch bei Vereinen und Verbänden, Beratungsstellen, Bildungsstätten, Jugendhilfe-Einrichtungen, Referaten bei Ministerien sowie von Männerinitiativen und Frauenorganisationen, darunter in Deutschland, Österreich, der Schweiz, Italien, Luxemburg, Norwegen. Wir haben aber auch schon nach Polen, Japan und in den Iran geliefert... Und übrigens: auch die Bibliothek des Fachbereichs Sozialpädagogik hat „Switchboard“ abonniert.

Neugierig geworden? Ein Probeheft für 4 EUR sowie weitere Informationen gibt es hier:

„Switchboard“ im Verlag männerwege, PF 658120, 22374 Hamburg, Tel / Fax: 040 / 381 907, E-Mail: maennerweg@aol.com Oder einfach mal auf einen Besuch bei www.maennerzeitung.de hereinschauen, dort gibt es auch ein Gesamtregister der bisher veröffentlichten Beiträge, Rezensionen und vieles mehr.

Alexander Bentheim





Väter, diese unbekanntes Wesen

Zur Psychologie eines modernen Mythos

Wolfgang Hantel-Quitmann

The best thing a father can do for his children is to love their mother.
Milton H. Erickson

Für jeden Mann stellt die Beschäftigung mit dem Thema Vater eine besondere Herausforderung dar. Es gibt Zeiten im Leben eines Jungen, da ist der Vater der Größte, Tollste, Stärkste, das Idol seiner Kindheit. Primäres Identifikationsobjekt oder Ich-Ideal nennen Psychologen diese hoffnungslose Überschätzung eines Vaters durch seinen Sohn. Und so überhöht und nahezu unangreifbar dieser Vater der Kindheit ist, so radikal wird er in den Stürmen der Jugend vom Sockel gestoßen, und dabei nicht nur auf seine wirkliche Größe reduziert, sondern meist kleiner gemacht oder gar genussvoll erniedrigt. Jungen brauchen das anscheinend wirklich, um zu einem Mann zu werden, der Größenwahn scheint ein notwendiges, entwicklungspsychologisches Durchgangsstadium und es gibt nicht wenige Menschen, insbesondere Frauen, die meinen, dass sie solche Größenphantasien manchmal nie mehr ablegen. Bloß nie so werden wie der Alte, heißt das Motto der jugendlichen Reifung; Abgrenzung und Negativ-Identifikation bestimmen das Programm. Wenn dieser Jugendliche dann später selbst zum Vater wird, schlagen einige Stunden der Wahrheit für ihn, besonders wenn er Söhne bekommt. Ich selbst habe zwei ältere Töchter und zwei jüngere Söhne. Es war eine gar nicht so unangenehme Erfahrung zu erleben, wie die Töchter in der Pubertät meine männlich-väterliche Nähe brauchten und im Flirten eine Bestätigung ihrer jugendlichen Schönheit suchten. Für mich waren diese Krisen bei den Töchtern meistens angenehm – zumindest in der Erinnerung – während ich meine Frau oft bemitleidet habe, weil sie mitten in den weiblichen Herrschafts- und Rivalitätskämpfen mit den Töchtern dafür sorgen musste, dass sie nicht unterging und zumindest noch einen Teil ihrer Kleidung behalten

konnte. Nun beginnt meine Frau langsam, für mich Mitleid zu empfinden. Sobald die Jungs auf Augenhöhe sind, sie mich in der Schuhgröße überholt haben und sie meinen Geschmack grundsätzlich schrecklich finden, bekommt der Identifikationskonflikt eine neue Dimension. Dann versucht der hilflose Vater oftmals, durch einen Schwank aus seiner Kindheit die Situation aufzulockern und damit den Jungs den Hinweis zu geben, dass vieles von dem, was sie heute kritisieren oder als selbstverständlich empfinden, in meiner Kindheit und Jugend noch ganz anders war. Neulich sagte mir mein Sohn Robin, als ich ihm wieder so eine pädagogisch gemeinte Anekdote aus meiner Kindheit erzählte: „Papa, das interessiert mich doch nicht, wie es im Mittelalter war.“

Von den vielfältigen Variationen und Aspekten des schillernden Vater-Themas möchte ich zwei vorstellen: die psychologische Bedeutung des Vaters und den Begriff des Vaters als ein moderner Mythos.

Die psychologische Bedeutung des Vaters

Ein Vater ist nach der landläufigen Definition ein Mann, der für seine Kinder sorgt. Heute müssen es nicht mehr unbedingt seine leiblichen sein, also kann man sagen, dass ein Vater ein Mann ist, der für Kinder sorgt. Diese durchaus richtige Definition birgt psychologisch gesehen allerdings eine wesentliche Gefahr. Sie unterstellt, dass sich Väterlichkeit bzw. die Güte eines Vaters auch an seiner Sorge messen lassen muss. Das ist logisch, aber nicht psychologisch. Wenn daraus abgeleitet wird, dass die messbare, sichtbare Sorge des Vaters für die Kinder zum Maßstab für seine Väterlichkeit gemacht wird, dann ist das im psychologischen Sinne falsch. Die Bedeutung des Vaters für die kindliche Entwicklung ergibt sich nicht aus einer Quantität, nicht aus zählbaren Stunden,

sondern nur aus einer Qualität der Beziehung und diese bemisst sich nicht nach Stunden, sondern nach der inneren Bedeutung, die ein Vater im Leben seines Kindes, in seiner Persönlichkeit und seinen Gefühlen einnimmt.

Die Qualität eines Menschen für einen anderen erschließt sich nur über dessen innere Bedeutungsmuster, seine emotionale und personale Wertigkeit. So können sogar abwesende und aus weiblicher Sicht wenig sorgende Väter für die Kinder eine immense Bedeutung erlangen.

Dies betrifft nicht erst die Väter von Kindern ab dem Schulalter. Die althergebrachte Meinung, Väter würden erst durch den sogenannten ödipalen Konflikt psychologisch bedeutsam, ist eindeutig veraltet. Väter helfen weit vor dem sogenannten ödipalen Konflikt dem Kind aus der engen Abhängigkeitsbeziehung mit der Mutter heraus, sind sozusagen Geburtshelfer bei der Ablösung aus der frühkindlichen Symbiose. Diese Theorie der Triangulation hat die Bedeutung des Vaters für die frühkindliche Entwicklung hervorgehoben, die bislang ausschließlich der Mutter überlassen war, sie hat die Mutter aus der Alleinverantwortung auch für alle negativen Entwicklungsprozesse beim Kind befreit und den Vater von seiner reinen Statistenrolle entbunden.

Väterliche Sorge muss wesentlich aus der Perspektive des Kindes gedacht werden. Kinder brauchen Sorge und Liebe. Beide Dimensionen haben ihren Ausgangspunkt im Kind bzw. in den kindlichen Entwicklungsbedürfnissen. Nur wenn wir vom Kind aus denken, sind die Sorge und die Liebe richtig verstanden. Bei allen schweren Familienproblemen und -pathologien handelt es sich um eine gestörte Sorge und Liebe, die nicht das Kind zum Ausgangspunkt nimmt. Beispiele hierzu sind: Kinder psychotischer Eltern oder auch misshandelte oder

sexuell missbrauchte Kinder. Immer fehlt diesen Vätern die Perspektive des Kindes, sie denken und handeln nicht aus der Sicht des Kindes, sondern aus eigenem Interesse.

Wassilios Fthenakis hat den Forschungsstand „Zur Psychologie der Vater-Kind-Beziehung“ umfangreich dokumentiert und aufgearbeitet. Dabei kommt er zu folgendem, zusammenfassendem Ergebnis: „Generell waren vaterlose Kinder und Jugendliche häufiger als Vergleichspersonen in ihrer psychosozialen Entwicklung beeinträchtigt, sie waren psychisch labiler, ängstlicher und hatten geringeres Vertrauen zu sich selbst und zu anderen, was letztlich häufiger in Verhaltens- und Persönlichkeitsstörungen resultierte. Interessant ist insbesondere der Zusammenhang zwischen der Schwere der Störung und der Dauer der Vaterabwesenheit.“ (372) Auch wenn sie mehr als 10 Jahre alt sind, halte ich die Ergebnisse dieser umfangreichen Arbeiten heute noch für diskussionswürdig und bedeutsam.

Ich möchte an dieser Stelle aber keine Forschungsergebnisse referieren, möchte an dieser Stelle mit literarischen Beispielen die Bedeutung der Vater-Kind-Beziehung illustrieren. Diese enthalten eine andere, besondere Form von Wahrheit jenseits der Empirie. In den literarischen Beispielen handelt es sich um drei verschiedene Väter: einen Vater, der bereits tot ist und dennoch für seinen Sohn eine immense Bedeutung erlangt, zweitens einen Vater, der erst spät entdeckt wird, als der Junge schon 10 Jahre alt ist, und der für die späteren Reifungsentwicklungen in vor allem negativer Hinsicht bedeutsam ist und drittens einen Vater, der aus heutiger sozialpädagogischer Sicht seine Kinder schlicht vernachlässigte. Drei Väter aus der Sicht von drei Söhnen in drei Büchern der letzten Jahre. Da ich als Sohn eines Vaters und Vater von Söhnen schreiben, sei mir gestattet, dass sich die drei Beispiele auf

Väter und Söhne beziehen.

Das erste Beispiel betrifft Albert Camus. In seinem letzten Roman „Der erste Mensch“ hat Camus seinem Vater nachgeforscht, den er nie kennengelernt hat. Als Camus 1960 seinen tödlichen Autounfall hatte, fand man das Manuskript im Wagen, seine Witwe hat es post mortem veröffentlicht. Erst 1994, also 34 Jahre später, erschien der autobiografische Roman in Frankreich, in dem der Protagonist Jacques erkennt, dass das Geheimnis des Lebens, dem er in Büchern und unter Menschen auf die Spur zu kommen hoffte, vielleicht eher in dem Schicksal seines begrabenen Vaters liegt. Die Begegnung des erwachsenen, 40jährigen Camus mit seinem verstorbenen Vater an dessen Grab wird zu einem besonderen Ereignis in seinem Leben. Sein Vater war bereits mit 29 Jahren im 1. Weltkrieg gestorben, aber seine Bedeutung wurde ihm erst wirklich klar, als er an seinem Grab stand:

Um ihn herum auf dem weitläufigen Totenacker herrschte Stille. Nur von der Stadt her drang ein dumpfes Tosen über die hohen Mauern. Manchmal ging eine schwarze Gestalt zwischen den fernen Gräbern entlang. Den Blick auf das langsame Dahinsegeln der Wolken am Himmel gerichtet, versuchte Jacques Comery unter dem Geruch der feuchten Blumen das Salzaroma zu wittern, das gerade vom fernen, unbewegten Meer her kam, als ihn das Klirren eines Eimers gegen den Marmor eines Grabes aus seiner Versunkenheit riss. In dem Augenblick las er auf dem Grab das Geburtsjahr seines Vaters, und er merkte, dass er es nicht kannte. Dann las er beide Jahreszahlen „1885-1914“, und rechnete mechanisch: neunundzwanzig Jahre. Plötzlich überfiel ihn ein Gedanke, der ihn bis ins Mark erschütterte. Er war vierzig Jahre alt. Der unter dieser Steinplatte begrabene Mann, der sein Vater gewesen war, war jünger als er. Und die Welle von Zärtlichkeit und Mit-

leid, die auf einmal sein Herz überflutete, war nicht die Gemütsregung, die den Sohn bei der Erinnerung an den verstorbenen Vater überkommt, sondern das verstörte Mitgefühl, das ein erwachsener Mann für das ungerecht hingemordete Kind empfindet – etwas entsprach hier nicht der natürlichen Ordnung, und eigentlich herrschte hier, wo der Sohn älter war als der Vater, nicht Ordnung, sondern nur Irrsinn und Chaos. Die Abfolge der Zeit selbst zerbrach rings um ihn, den bewegungslos zwischen den Gräbern Stehenden, die er nicht mehr wahrnahm, und die Jahre hörten auf, sich jenem großen Strom folgend anzuordnen, der seinem Ende entgegenfließt... Er sah wieder sein verrücktes, mutiges, feiges, hartnäckiges, immer wieder auf jenes Ziel, von dem er nichts wusste, gerichtetes Leben vor sich, und in Wirklichkeit war es die ganze Zeit über verlaufen, ohne dass er versucht hätte, sich vorzustellen, was für ein Mensch es gewesen sein mochte, der ihm eben dieses Leben geschenkt hatte, um alsbald fortzugehen, um auf einem unbekanntem Boden jenseits der Meere zu sterben. Albert Camus

Es ist die Erkenntnis, dass die eigene Identität keine Folge einer Stunde Null ist, sondern in einer historischen Kontinuität steht, die historischen Wurzeln eines Menschen entscheidend für dessen Lebensentwürfe und dessen Schicksal sind. Und auf der anderen Seite ist jeder ein neuer, unverwechselbarer Mensch, sozusagen jeweils der „erste Mensch“, aber dieser erste Mensch kann man nur sein, wenn man sich zuvor mit seiner Geschichte auseinandergesetzt hat. Und dies bedeutet für Männer als Söhne von Vätern, sich mit ihren Vätern und deren Geschichte zu beschäftigen. Dies gilt für Männer und Väter allgemein, aber besonders für solche, die andere beraten wollen.

Ein ganz anderes Beispiel ist der autobiografische Roman von Mario Vargas Llosa. Seine Autobiografie „Der

Fisch im Wasser“ beschreibt den wichtigsten Tag in seinem Leben, als er als zehnjähriger Junge erfuhr, dass sein leiblicher Vater doch lebt und nicht, wie seine Familie ihm immer sagte, tot ist. Unter der Überschrift „Jener Herr, der mein Vater war“ schreibt er, wie seine Mutter ihn eines Tages bei der Hand nahm und ihm seinen Vater vorstellte.

„Du weißt es natürlich schon“, sagte meine Mutter, ohne dass ihr die Stimme zitterte. „Nicht wahr?“ – „Was denn?“ – „Dass dein Papa nicht tot ist, nicht wahr?“ – „Natürlich, natürlich.“ Aber ich wusste es nicht und ahnte es auch nicht im geringsten, in meiner Überraschung schien mir, als würde die Welt um mich herum stillstehen. Mein Vater lebendig? Und wo war er die ganze Zeit gewesen, in der ich ihn für tot gehalten hatte? Das war eine lange Geschichte, die sie mir alle sorgfältig verheimlicht hatten,

meine Mutter, meine Großeltern, die Großtante Elvira – die Mamae – und meine Onkeln und Tanten, die ganze umfangreiche Familie, mit der ich zunächst in Cochabamba, und dann, nachdem man den Großvater Pedro zum Präfekten der Stadt ernannt hatte – verheimlicht bis zu diesem Tag, dem wichtigsten von allen, die ich bislang erlebt hatte, und vielleicht von allen, die ich später erleben sollte.

Mario Vargas Llosa

Sein Vater stellte sich als ein klassischer Macho, ein Autokrat, ein selbstherrlicher Despot heraus, aber dennoch sollte die heftige Auseinandersetzung mit diesem Mann zu einem der zentralen Lebenskonflikte für Mario Vargas Llosa werden. Ohne diesen düsteren Vater wäre er nie zu dem Mann geworden, der sich zum größten Literaten seines Heimatlandes Peru entwickeln sollte und der

später einmal gegen Fujimori die Kandidatur um die Präsidentschaft verlieren sollte. Es war vor allem die innere Auseinandersetzung mit der Person und den Werten des oft abwesenden Vaters, die ihn seine Werte, seine Männlichkeit und nicht zuletzt auch seine andere Väterlichkeit finden ließen. Aber ich glaube, dass sein leiblicher Vater vor allem für die Negativ-Identifikation bedeutsam war, ihm zur Abgrenzung diente, ihm ein Vorbild eines Mannes war, wie er selbst nie einer werden wollte. Die Lösung, die Mario Vargas Llosa für sich fand, war eine, die häufig von Kindern gewählt wird, und die psychologisch interessant ist. Er suchte sich einen neuen Vater, eine neue Identifikationsfigur, ein neues Idealobjekt aus und fand es in seinem geliebten Onkel Lucho, der zu seinem Mentor werden sollte. Die Beschreibung dieses Onkel Lucho gerät ihm zu einer wahren Liebeser-



klärung an diesen Mann:

Wenn ich von den fünfundfünfzig Jahren, die ich gelebt habe, ein Jahr noch einmal leben könnte, würde ich das Jahr auswählen, das ich bei Onkel Lucho und Tante Olga verbrachte... Er war der älteste meiner Onkel und nach dem Großvater Pedro der Chef der Sippe Llosa, derjenige, an den sich alle wandten und dem ich, seit ich denken kann, insgeheim den Vorzug gegeben habe ... Die Familie war stolz auf Onkel Lucho ... Aber Onkel Lucho hatte nicht den Beruf erlernen können, in dem er mit seinem Talent, wie niemand zweifelte, alle erdenklichen Triumphe errungen hätte, weil sein gutes Aussehen und sein großer Erfolg bei den Frauen ihn ruinierten ... Meine Vorliebe für Onkel Lucho kam nicht nur daher, dass er mich liebevoll behandelte; sie hatte auch mit der Aura eines abenteuerlichen, sich ständig erneuernden Lebens zu tun, die ihn umgab...

Mario Vargas Llosa

Dieses abenteuerliche Leben eines Mannes, der einem seiner eigenen Romane entstiegen zu sein schien, der die wildesten Phasen in einem Leben mit massiven Brüchen erlebte, wurde für Mario Vargas Llosa zu seinem eigenen Leben und sein Onkel Lucho war dabei sein väterliches Vorbild. Psychologische Väter können also gänzlich andere als die leiblichen oder juristischen sein, es sind selbsternannte Väter, die das Zeug zum Vorbild haben. Aber der Weg dahin führt psychologisch gesprochen nur über den Vatermord, die innere Aberkennung der Vaterschaft gegenüber dem leiblichen Vater. Und das ist für manche Jungen oder Männer mehr, als sie manchmal schaffen und ertragen können.

Und noch ein drittes Beispiel für die psychologische Bedeutung eines abwesenden, wenig oder gar nicht sorgenden Vaters. Frank McCourt hat diesen schrecklichen, grausamen,

unzuverlässigen und dennoch irgendwie liebenswerten Vater in seinem autobiografischen Roman „Die Asche meiner Mutter“ ausführlich beschrieben. Seine Mutter Angela sitzt mit den Kindern hungrig und frierend in einem Elendsviertel von Limerick in Nordirland und wartet jeden Donnerstagabend auf den Mann mit seinem Wochengeld, damit sie für ein paar Tage etwas zu essen haben. Und was macht der? Er versäuft regelmäßig den Lohn. Hier eine der unzähligen Stellen aus dem Roman, die voller tiefer Bitterkeit und zugleich großer Lebendigkeit sind.

Es gibt Donnerstage, da kriegt Dad sein Stempelgeld auf dem Arbeitsamt, und ein Mann sagt, gehen wir noch auf einen Pint, Malachy? und Dad sagt, eine, nur eine einzige, und der Mann sagt, o Gott, ja, eine, und bevor die Nacht vorüber ist, ist das ganze Geld weg, und Dad kommt singend nach Hause und holt uns aus dem Bett, und wir müssen uns aufstellen und versprechen, dass wir für Irland sterben, wenn der Ruf ergeht. Er holt sogar Michael aus dem Bett, und der ist erst drei, aber da steht er schon und singt und verspricht, dass er bei der ersten sich bietenden Gelegenheit für Irland stirbt... Es ist schon schlimm genug, dass Dad seine Arbeit immer in der dritten Woche verliert, aber jetzt vertrinkt er auch noch einmal monatlich sein ganzes Stempelgeld. Mam ist verzweifelt, und morgens hat sie das bittere Gesicht und redet nicht mit ihm. Er trinkt seinen Tee und verlässt das Haus in aller Frühe und macht seinen langen Spaziergang übers Land. Wenn er am Abend zurückkommt, spricht sie nicht mit ihm und macht ihm keinen Tee. Wenn das Feuer aus ist, weil es an Kohle oder Torf fehlt und man kein Wasser für den Tee kochen kann, trinkt er Wasser aus einem Marmeladenglas und schmatzt mit den Lippen, wie er das bei einer Pint machen würde. Er sagt, gutes Wasser ist alles, was ein Mann braucht, und Mam macht ein schnaubendes

Geräusch. Wenn sie nicht mit ihm spricht, ist das Haus schwer und kalt, und wir wissen, dass wir auch nicht mit ihm sprechen dürfen, weil wir Angst haben, dass sie uns dann mit dem bitteren Gesicht ansieht. Wir wissen, dass Dad das Böse getan hat, und wir wissen, dass man jeden leiden lassen kann, wenn man nicht mit ihm spricht. Sogar der kleine Michael weiß, dass man, wenn Dad das Böse getan hat, von Freitag bis Montag nicht mit ihm spricht, und wenn er versucht, einen auf den Schoß zu nehmen, rennt man zu Mam. Frank McCourt

Welche Beschreibung einer Familiendynamik. Warum blieb die Frau bei diesem Mann, warum liebten die Kinder weiterhin ihren Vater? War es nur das gemeinsame Elend und die hoffnungslose Ausweglosigkeit daraus? Nein, sie haben sich wirklich geliebt und ich fürchte, sie würden sich auch nicht anders verhalten, wenn sie noch einmal die Wahl hätten. Der Vater hat die Familie verlassen und ging nach England, während sein Sohn Frank wenige Jahre später das gleiche machte, und nach Amerika zurückging, dem Land, in dem er geboren wurde.

Söhne auf den Spuren ihrer Väter. Aus psychologischer Sicht erscheint mir zu diesem Verhältnis noch eine Anmerkung bedeutsam und das bezieht sich auf die Rolle der Phantasie in der Vater-Sohn-Beziehung. Die Phantasie bietet einen schier unerschöpflichen Reichtum an Korrekturmöglichkeiten für eine Wirklichkeit, die wir Realität nennen. Und hier scheinen zwei psychische Mechanismen vorherrschend zu sein: eine negative, schlechte, entbehrungsreiche, kalte oder unnahbare Beziehung zum Vater kann sich in der Phantasie eines Jungen in ihr Gegenteil verkehren und auf einmal wird der schlechte Vater zum guten.

Diese lebenswichtige kompensatorische Funktion der Phantasie, die wir

in der Psychologie auch von misshandelten Kindern, Missbrauchsopfern, KZ-Häftlingen oder Folteropfern kennen, ist oftmals eine wichtige Überlebensstrategie, manchmal sogar die einzig mögliche. Eine zweite Variante dieser Phantasietätigkeit besteht darin, abwesende Väter psychisch zu anwesenden zu machen. Dies bedeutet, dass Kinder ohne Väter in Wirklichkeit, d.h. in ihrer psychischen Wirklichkeit, gar nicht ohne Vater sind, nur sie haben in der Phantasie einen anderen Vater, als den realen, abwesenden. Es scheint sogar so zu sein, dass je abwesender der Vater in der sogenannten äußeren Wirklichkeit, desto anwesender, bedeutsamer, überhöhter, grandioser wird der Vater in der inneren Wirklichkeit eines Jungen. Wer diese innere, kompensatorische Rolle der Phantasie unterschätzt und meint, ein Junge brauche keinen Vater, vermisst ihn nicht, habe noch nie etwas in der Richtung gesagt, der weiß nicht, was in den Kindern vor sich geht. Insbesondere von Müttern nach Trennungen und von alleinerziehenden Müttern höre ich solche Argumente häufig in bezug auf ihre Jungen, die alles haben und keinen Vater vermissen. Sie beruhigen sich damit selbst, ihr schlechtes Gewissen, und pflegen damit ihre eigenen Seelen, aber mit dem inneren Erleben ihrer Kinder hat das meist wenig zu tun.

Gut oder schlecht sind keine Attribute oder gar Preise für Väter, die von den Müttern verliehen werden, sondern zunächst einmal von den Kindern. Und hier stellt sich die Sicht auf die Väter meist gänzlich anders dar, als sich die Mütter dies ausmalen oder gar erhoffen.

Väter sind also nicht an sich eine erfahrbare und qualifizierbare Größe, sondern stellen sich unterschiedlich dar, je nachdem ob man sie selbst, ihre Frauen oder ihre Kinder fragt. Der Ort, an dem über das Schicksal und die Qualität der Väter entschieden wird, nennt sich Familie. Hier muss sich zeigen, ob Väter sich

bewähren. Das Programm, das sich Familie nennt, ist aus meiner Sicht heute allerdings schwieriger geworden, als es früher noch war. Die Ansprüche an die Familie als Ort der allgemeinen Glückseligkeit, der Harmonie, der Energiequelle, des Ausgleichs und der allgemeinen Regeneration überfordern das gesamte Unternehmen schon im Ansatz. Damit komme ich zu meinem zweiten Punkt.

„Vater“ – ein moderner Mythos

Der Begriff Vater ist heute immer noch mythologisch besetzt und als solcher wirksam. Er symbolisiert Ausdauer, Stärke, Mut, Moral und Werte, Kampf für das Gerechte, Schutz vor den Gefahren des Lebens, Größe, Opferbereitschaft, Wahrung des Allgemeingutes. Aber dieser symbolisch wirksame Begriff ist nicht ohne seine Komplementärbegriffe denkbar. Der schützende Vater steht neben der sorgenden Mutter und den lieben, kleinen Kindern innerhalb einer glücklichen Familie. Wer den Begriff des Vaters und seine symbolische Bedeutung verstehen will, der muss ihn in den Kontext der modernen Familie stellen und dort entzaubern.

Die Mystifikation der Familie ist eine Erfindung der Moderne. Die feudale Familie war eine offene Hausgemeinschaft, eine arbeitsteilige Produktionsgemeinschaft, in der das Überleben aller Beteiligten im Mittelpunkt stand. Erst die Auflösung dieser Produktionsgemeinschaft im Zuge der Industrialisierung führte zu einer „Emotionalisierung“ der Familie. Diese Emotionalisierung der Familie hin zur „glücklichen Familie“ als heutigem Leitbild hat vier Erscheinungsformen:

- das Gefühl der Häuslichkeit,
- die romantische Liebe als Voraussetzung der Partnerwahl,
- die dauerhafte und leidenschaftliche Liebe als Grundlage der ehelichen Beziehung und
- die Liebe zu den Kindern als sinn-

stiftendem Grund für die Ehe.

Die Frauen waren innerhalb des familiären Binnenraums für die Gefühle verantwortlich, während der Mann nach außen ging, im öffentlichen Raum tätig wurde und für das ökonomische Auskommen zu sorgen hatte. Diese innerfamiliäre Arbeitsteilung trennt Emotion und Ökonomie, Ideal und Wirklichkeit, Geld und Liebe. Die Polarisierung in weiblich/emotional und männlich/rational sowie die geschlechtshierarchische Arbeitsteilung haben bei den Frauen Unzufriedenheit und Rivalität entstehen lassen, da sie gleichberechtigt an den sozio-ökonomischen Prozessen teilhaben und nicht mehr allein für die Wahrung emotionaler Ideale zuständig sein wollen.

Die Forderung nach „romantischer Liebe“ innerhalb der „glücklichen Familie“ mit „geliebten Kindern“ hat die Familie als Institution innerhalb einer erkalteten Gesellschaft unter einen nicht aushaltbaren Druck gesetzt: Die Abkühlung der emotionalen Familienbeziehungen scheint heute nur noch durch Trennungen und Scheidungen möglich, weil viele Menschen lieber die Familie verlassen, als ihre romantischen Ideale zu hinterfragen: Die Ideen müssen vom subjektiven Gefühl her gegen die frustrierte Wirklichkeit verteidigt und aufrechterhalten werden, weil nur noch so die eigenen Bedürfnisse lebbar erscheinen. Die Aufgabe aufgeklärter Menschen heute liegt nicht in der Zerstörung der Familie insgesamt, sondern in ihrer Entemotionalisierung, Entmystifikation und Entidealisierung. Nicht die Familie als privaten Lebensraum gilt es zu zerstören, sondern das Ideal der dauerhaft romantischen Liebe und die Vorstellung, Kinder dienen der Sinnstiftung. Unter dem Druck dieser Ideen erscheint die reale Familie emotional überfordert, weil die Ideale unlebbar geworden sind.

Männer und Frauen, Väter und Mütter inszenieren heute immer noch

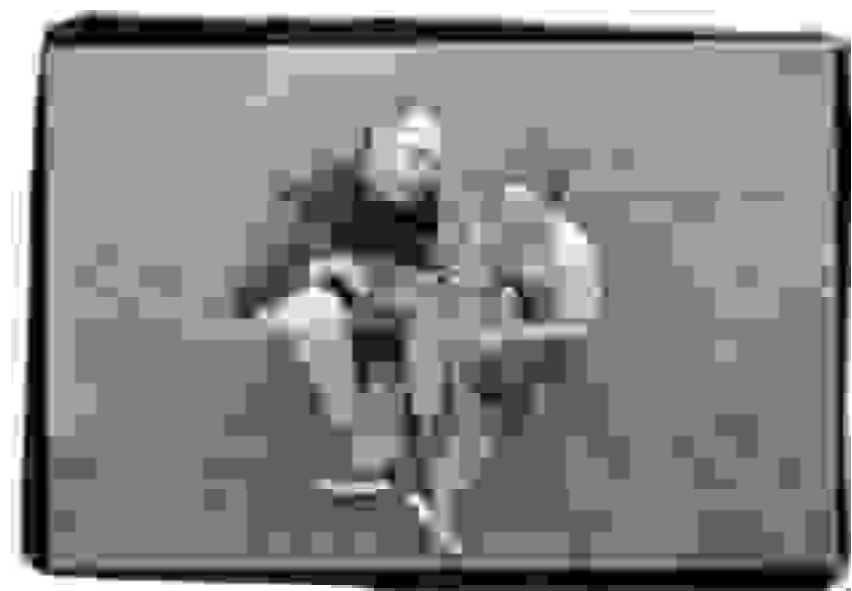
weitere Variationen des gleichen Spiels familiärer Arbeitsteilung. Frauen und Mütter betonen Liebe und Gefühl und betreiben damit weiterhin die Emotionalisierung und Mystifikation der Familie. Es ist eine eindeutige, soziologisch festgestellte Tendenz, dass Frauen und Mütter immer unzufriedener werden mit Ehe, Partnerschaft und Familie. Sie sind nicht mehr bereit, den ganzen Tag unbezahlt zu arbeiten, Haushalt und Kinder zu versorgen, über diese minderwertigen Hilfsdienste als Putzfrau und Kindermädchen ihren Selbstwert zu stabilisieren und dabei zugleich immer älter und für ihre Männer unattraktiver zu werden. Auch Frauen leben nur einmal, sagte mir mal eine Klientin und läutete damit ihren Ausstieg aus der Familie ein. Männer haben dagegen eine höhere Zufriedenheit in Partnerschaft und Familie und ich glaube nicht, dass dies nur seine sogenannten objektiven Gründe in ihrer Berufstätigkeit, und ihrer gesellschaftlichen und politischen Macht hat. Sie glauben auch dann noch, dass es ihrer Frau gut geht, wenn diese schon die Koffer gepackt hat. Männern passt das gängige Familienmodell eher: sie haben sich den zentralen Sessel mit Blick auf den Fernseher gesichert, sind die Herren der Fernbedienung und haben mit dem familiären Alltag auch heute noch durchschnittlich wenig zu tun. Wenn ihre Frauen mal aufmucken und sich verweigern, dann kaufen sie sich eben andere Frauen. Familie als Lebensarrangement ist für Männer einfacher und zufriedener lebbar, als für Frauen. Wenn die Männer dies nicht langsam zur Kenntnis nehmen und mit ihren Frauen gemeinsam andere familiäre Umgangsformen entwickeln, dann werden die Scheidungsquoten noch mehr steigen.

Männer und Väter sind im Durchschnitt konservativ und wer will ihnen das verdenken. Sie verteidigen ja nur die angenehmen Plätze. Dabei nehmen sie heute immer noch diesen ihnen historisch zugewiesenen Platz

als Ernährer innerhalb der Familie ein und definieren ihren Selbstwert und ihre Sorge für Frau und Kinder über diese berufliche Arbeit. Das ist in Ordnung so und man sollte ihnen daher auch nicht jede Form von Sorge aberkennen, aber sie müssen auch erkennen, dass das mittlerweile nicht mehr reicht und unser kulturelles Niveau sich langsam weiterentwickelt.

Dabei werden Männer zunehmend überflüssig. Als einzig mögliche Ernährer haben sie ebenso ausgedient, wie als unverzichtbare Samenspender. Frauen können sich und ihre Kinder heute selbst ernähren – auch wenn dies für viele alleinerziehende Frauen heute das Los der Sozialhilfeempfänger bedeutet – und die zweifelhaften Segnungen der modernen Reproduktionsmedizin schaffen auch immer mehr Möglichkeiten, Kinder zu bekommen, ohne den Beziehungstress mit den Männern und Vätern.

wunderbarste mit ihrer eigenen Identität, ihrer männlichen Selbstverwirklichung zu verbinden. Nur wenn man dies versteht, kann man Männer und Väter verstehen, nur wenn man die Bedeutung ihrer Berufe und ihrer Arbeit ernst nimmt, bekommt man einen Zugang zu ihren Seelen. Hier schlagen ihre Seelen im täglichen 8-Stunden-Tag. Horst Petri, Autor des ausgezeichneten Buches „Guter Vater – Böser Vater. Psychologie der männlichen Identität“ hat diese Sachverhalte offen angesprochen. Er schreibt: „Die Berufsidentität des Mannes als von Kindheit an verinnerlichter Lebensauftrag war, ist und wird immer das Zentrum sein, auf das er seine Hauptidentität gründet. Um sie herum baut er seine Teilidentitäten auf. Dass berufliche Arbeit auf der materiellen Ebene in erster Linie der lebensnotwendigen Selbsterhaltung dient, ist zu selbstverständlich... Auf die selbststabilisierende Funktion des



Aus der Sicht der Väter selbst sieht das natürlich alles anders aus. Sie sorgen mittelbarer für ihre Familien, aber aus ihrer Sicht nicht unbedingt weniger. Sie schaffen die materiellen Rahmenbedingungen der Familie, den Lebensunterhalt, die ökonomische Basis. Und dabei schaffen sie es, diese Sorge für ihre Familien aufs

Berufs verzichten zu müssen oder zu sollen würde zwangsläufig zu einer Identitätskrise führen. Der verbreitete Vorwurf von Frauen an Männer: „Erst kommt dein Beruf, dann kommen die Kinder, und erst dann komme ich“ erlaubt daher nur die volle Bestätigung. Alle Ausreden, Vertröstungen und Leugnungen wären

Lüge. Zuerst kommt der Beruf. Er ist der Grundpfeiler männlicher Identität.“ (Petri 1997, 60-61)

Was man beklagen kann ist die Form der familiären Arbeitsteilung und die damit einhergehende Gebundenheit der Lebenserfüllung der Frauen an Heim und Herd, Kindererziehung und Wohnungseinrichtung. Die Veränderungen eines hierarchischen Modells der traditionellen Familie in Richtung eines mehr partnerschaftlichen ist sicherlich notwendig, weil es menschlicher und gerechter ist. Solche Veränderungen müssen aber innerhalb der partnerschaftlichen Beziehung diskutiert, ausgehandelt und verändert werden und zum anderen müssen sich entsprechend die sozio-ökonomischen Bedingungen ändern. Aber das alles geht nicht über den Weg der Anklage, der Schuldzuweisung und der Diffamierung des anderen Geschlechts und Partners als schlechte Männer und Väter, vor allem, wenn dabei – wie es häufig geschieht – die Kinder zu Kronzeugen gemacht werden. Notwendig wäre hier ein Aushandeln einer neuen Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau, Mutter und Vater, zwischen Familie und Beruf, aber nicht eine generelle Anklage an die schlechten Männer und Väter.

Den Vater als Teil der eigenen Identität anerkennen

Söhne verehren ihre Väter, Söhne rebellieren gegen sie, Söhne wollen andere Väter werden, als ihre eigenen (in ihrer Wahrnehmung) waren, und sie hassen sich manchmal sogar selbst, wenn sie erkennen, dass sie als Erwachsene ihren Vätern doch so ähnlich geworden sind. Söhne werden Väter und suchen unablässig nach Korrekturen alter Vorbilder anhand wiederkehrender Fragen: Wie kann ich ein guter Vater sein? Wie kann ich die Fehler meines Vaters vermeiden?

Hier ein letztes literarisches Beispiel

einer Vater-Sohn-Beziehung aus dem bemerkenswerten Familienroman „Die Korrekturen“ von Jonathan Frantzen. Chip hat im Vergleich zu seinem älteren, erfolgreicherem Bruder Gary sein Leben lang gegen seinen Vater rebelliert und sich nie von ihm geliebt gefühlt. Fast hat es den Anschein, als habe seine lebenslange Rebellion gegen seinen Vater Alfred nur eine Berechtigung in dem Gefühl, der ungeliebte Sohn zu sein. Erst sehr spät, als das Leben von Alfred schon von Parkinson und Alzheimer gekennzeichnet ist, als sein Vater in beinahe kindlicher Weise eine erwachsene, sorgende Sicht von Chip verlangt, kann er es zulassen, dass sein Vater Alfred ihn liebt, vielleicht sogar mehr als seinen Bruder Gary. Chip reagiert verstört auf diese Vaterliebe.

Sobald er in den Gesichtskreis seines Vaters geriet, huschte ein Lächeln des Wiedererkennens und der Freude über Alfreds Züge. Dieses Lächeln hätte bedeuten können, dass Alfred Chip verwechselte, wenn er nicht jedes Mal seinen Namen gerufen hätte. Chip wurde von dem alten Mann ganz offensichtlich geliebt. Die längste Zeit seines Lebens hatte er sich mit Alfred in den Haaren gelegen und Alfred gegrollt und den Stachel von Alfreds Missbilligung gespürt, und jetzt waren seine persönlichen Niederlagen und politischen Ansichten eher noch extremer als früher, und trotzdem war es Gary, der mit dem alten Mann stritt, und Chip, der das Gesicht des alten Mannes leuchten ließ.

Jonathan Franzen

Korrekturen in den Vater-Sohn-Beziehungen sind keine Folgen von Rebellionen, Reifung ist kein Akt der Abgrenzung und Verleugnung, sondern der Integration. Wer seinen Vater in sich anerkennt, als integralen Teil seiner eigenen Persönlichkeit zulassen und lieben kann, wird auch als Vater leichter lieben können – nicht nur seine Söhne.

Anmerkung

Mehr zum Thema auch in meinem neuen Buch „Die Globalisierung des Menschen“, das 2004 im Psychosozial-Verlag erscheinen soll.

Literatur

Albert Camus: Der erste Mensch. Hamburg 1995
 Frank McCourt: Die Asche meiner Mutter München 2000
 Jonathan Frantzen: Die Korrekturen, Reinbek 2002
 Wassilios Fthenakis: Väter. 2 Bde., München 1985
 Horst Petri: Guter Vater – Böser Vater. Psychologie der männlichen Identität. München 1997
 Mario Vargas Llosa: Der Fisch im Wasser Frankfurt a.M. 1995

Sie aber hörte meinen Vater aus dem Badezimmer heraufkommen, wo er sich ausgekleidet hatte, und um die Szene zu vermeiden, die er bei meinem Anblick machen würde, sagte sie mit zornbebender Stimme: „Mach schnell, daß du fort kommst, daß wenigstens der Papa dich nicht sieht, wie du hier stehst und mir auflauerst wie nicht gescheit!“ Ich aber wiederholte: „Komm und sag mir gute Nacht“, selbst vor Schreck erstarrt, als sich der Widerschein von der Kerze meines Vaters schon bis zur halben Wandhöhe heraufstreckte, zugleich aber auch sein Herannahen als Mittel zur Erpressung benutzend in der Hoffnung, daß Mama, nur damit mein Vater mich nicht noch vorfände, anstatt sich länger zu weigern, sagen werde: ‚Geh in dein Zimmer, ich komme gleich.‘ Zu spät, mein Vater stand bereits da. Ohne es zu wollen, murmelte ich vor mich hin, so daß keiner es hören konnte: „Ich bin verloren!“ (Marcel Proust, Auf der Suche nach der verlorenen Zeit, Bd. 1: In Swanns Welt)

Sind die „neuen Väter“ die alten Paschas?

Oder stellen Frauen ihre Ansprüche zu leicht zurück?

Gisela Notz

„Setzen Sie Kinder in die Welt. Familien fahren jetzt so günstig wie nie“. Damit wirbt die Deutsche Bahn für ihr neues Preissystem, durch das Familien profitieren. Familien stehen wieder hoch im Kurs. Nicht nur bei der Deutschen Bahn, auch bei allen politischen Parteien. Aber was sind Familien? Nach dem Grundgesetz stehen sie unter dem besonderen Schutz des Staates. Im Mittelpunkt der Diskussion steht die mit Vater, Mutter und mehreren Kindern 'normal' besetzte deutsche Familie. Freilich werden auch Alleinerziehende Elternteile (weit überwiegend Mütter) oft als Familien bezeichnet. Selbst der Spruch der Regierungsparteien: „Familie ist, wo Kinder sind“, wirkt exklusiv, denn er schließt nicht einmal die pflegende Tochter und ihre Mutter mit ein. Aber alleine die Tatsache, dass Familien, denen der 'Haupternährer' fehlt, während der Elternzeit allzu oft Sozialhilfe in Anspruch nehmen müssen, zeigt dass es sich so lange um eine rhetorische Erweiterung handelt, wie Sozial- und Familienpolitik an einem männlichen Haupternährer und einer weiblichen Zuverdienerin orientiert sind. In diesem Artikel soll es um die Väter in den Familien gehen. Immerhin: Acht Millionen Väter leben in Deutschland mit ihren Kindern zusammen. Die Frage ist nur – leben sie wirklich zusammen?

Der Journalist Thomas Gesterkamp (2001, 5), bescheinigt seinen Geschlechtsgenossen Randständigkeit in ihren eigenen Familien. Sie seien mit dem Beruf verheiratet, möchten auf keinen Fall ein „zotteliger Hausmann sein“, sondern ihre Identität in „Werk-tätigkeit gegen anständige Bezahlung“ finden. Das ist schließlich ein verständliches Anliegen. Zum Problem wird es erst dann, wenn Frauen ebenfalls ihre Existenz aus eigener Arbeit sichern wollen. Angesichts der viel zitierten „gestiegenen Erwerbsneigung“ – ein schon deshalb diskriminierender Begriff, weil er für Männer nie gebraucht wird – scheinen

immer mehr Frauen diesen Wunsch zu haben. Und diese „Erwerbsneigung“ wird nur deshalb zum Problem, weil sie nicht mit einer gestiegenen „Hausarbeitsneigung“ der Männer korrespondiert.

Warum sind es immer noch meist Frauen, die im Beruf zurückstecken, wenn Kinder da sind? „Papa 'verdient einfach mehr', die Traditionsfalle schnappt zu“, so Gesterkamps Erklärung. Dass sie mehr verdienen, trifft tatsächlich auf die meisten Väter zu, weil Männer, wenn sie Arbeiter im produzierenden Gewerbe sind, in Westdeutschland durchschnittlich 24,3% mehr verdienen, als ihr Kolleginnen. Bei den Angestellten beträgt die Gehaltsdifferenz sogar 29,1%. Etwas besser ist es in Ostdeutschland. Dort liegt der Unterschied bei den gewerblichen Beschäftigten bei 19,8% und bei den Angestellten bei 25% (Stat. Bundesamt, zit. nach DGB 2001, 7). Aber die Lohndiskriminierung ist nicht der einzige Grund, warum Männer bestenfalls „für die Abteilung Sport, Spiel und Spaß zuständig“ sind, wenn es um die Aufgabenteilung in der Kleinfamilie geht (vgl. Notz 1995, 32).

„Du bist als Frau um einiges mehr gebunden als der Mann“

Obwohl die niedrigere Entlohnung als eine der vielfältigen Formen der Benachteiligung von Frauen im Erwerbsleben bei den individuellen Aushandlungsprozessen sicher eine Rolle spielt, ist heute die Tatsache, dass Männer im Vergleich zu Frauen ein höheres Einkommen haben und die wichtigeren Arbeiten verrichten, die sie unentbehrlich machen, nur eine Randerscheinung und nicht der entscheidende Grund dafür, dass die „Elternzeit“ weiterhin den Müttern vorbehalten bleibt. So geht es aus einer Untersuchung hervor, die ich vor einigen Jahren in der Alt-BRD mit 28 Paaren, die ihr erstes Kind bekommen, durchgeführt habe (vgl. Notz 1991). Damals hieß die Elternzeit

noch Erziehungsurlaub. An den Strukturen und Auswirkungen der Berufsunterbrechung hat die Umbenennung – verbunden mit geringfügigen Reparaturen – (leider) nichts Wesentliches verändert.

Vor der Geburt des Kindes haben sich fast alle in meine Untersuchung einbezogenen Paare, soweit sie schon zusammen lebten, die Arbeit im Haushalt nach ihren Aussagen mehr oder weniger „partnerschaftlich“ geteilt. Anders als ihre eigenen Väter begleiteten viele Männer ihre Frauen zum Frauenarzt, folgten ihnen beim Besuch der Vorbereitungsmaßnahmen auf das große Ereignis der Geburt, das sich kaum einer entgehen lassen wollte. Einige Väter fühlten sich sogar ein „bisschen schwanger“. Sie sprachen von der Zeit, „seit wir schwanger sind“. Nach dem „tiefgreifenden, urschöpferischen Ereignis“ der Geburt nahmen die meisten noch einen Teil ihres Jahresurlaubs, um die Hausarbeiten zu machen, solange die Frauen noch geschwächt waren. Sobald die jungen Mütter wieder auf den Beinen waren, gingen die Väter ihren außerhäuslichen Beschäftigungen nach.

Spätestens als sich die Frauen im „Erziehungsurlaub“ (jetzt „Elternzeit“) befanden und zu Hause waren, änderte sich die Arbeitsteilung zu Hause schlagartig. Bei fast allen Paaren, unabhängig von ihrer Berufszugehörigkeit, trugen Frauen nun die Hauptlast der Haushaltsführung, viele Väter waren sukzessive aus der Versorgungsarbeit ausgestiegen. Der theoretische Anspruch der Männer, die vor der Geburt geäußert hatten, dass sie sich ebenso wie die Frauen am Haushalt und an der neu hinzugekommenen Aufgabe der Kinder-versorgung beteiligen wollten, wich praktischen Blockierungen. Ulrich Beck spricht in diesem Zusammenhang von „verbaler Aufgeschlossenheit bei weitgehender Verhaltensstarre“ (1986, 169). Diese „Verhaltensstarre“ konnte jedoch nur durchgehalten

werden, indem Frauen – trotz hoher Identifikation mit ihrer Erwerbsarbeit und trotz des Wunsches nach eigener Existenzsicherung – die Verwirklichung ihrer beruflichen Vorstellungen zugunsten der Haus- und Sorgearbeiten zurückstellten. In der Auseinandersetzung um die häusliche Arbeitsverteilung hatten die berufstätigen Frauen die beste Verhandlungsbasis, weil sie im Konfliktfall auch ohne den Mann mit ihrem Kind leben könnten. Väter blieben „Väter im Nebenberuf“, wie es Helge Pross bereits 1975 (S. 238) herausgefunden hat und für Mütter wird Hausfrau (wieder) Hauptberuf, mindestens für einen mehr oder weniger längeren Zeitraum.

Der „Männerbund der Arbeitsverweigerer“ hat keine Mitglieder eingeübt

Das Buch von Helge Pross ist 1975 erschienen und meine Studie 1991. Man könnte sich vorstellen, dass sich die Situation in der Zwischenzeit verändert hat. Schließlich sind es nicht mehr nur die Studien um ‚Vereinbarkeit‘, die Regale füllen, sondern auch die Männer- und Väterliteratur. Leider erscheinen auch die ‚neuen Väter‘ als die alten Paschas. Wissenschaftler sprechen heute von einer „größeren Variabilität väterlichen Engagements in der Beziehung zum Kind im Vergleich zum mütterlichen Engagement“ (zusammengefasst Kindler 2002, 12ff.). Die theoretische Absicht, sich an der Arbeit mit dem Kind zu beteiligen, weicht auch heute praktischen Blockierungen. Das ‚Bamberger Ehepaarpanel‘, das von Bamberger Familiensoziologen durchgeführt worden ist, und in dessen Rahmen 1500 junge Ehepaare aus den alten Bundesländern und 600 aus den neuen danach befragt wurden, was (junge) Väter mit ihrer Zeit machen, zeigt das Ergebnis, dass Männer heute an Wochentagen durchschnittlich rund eineinhalb Stunden mit ihrem Kind verbringen, das sind 60 Minuten mehr als vor sechs Jahren. Am

Wochenende spielen die Jungväter sogar drei bis vier Stunden mit dem Kind. Die Zurückhaltung bei der Hausarbeit und beim Einkauf – außer am Wochenende – ist jedoch unverändert groß. Das kann selbst durch Studien, die zwischen dem ‚neuen‘ Mann dem ‚traditionellen‘ differenzieren, nicht relativiert werden: Mehr als 70% der Traditionellen aber ‚nur‘ 55% der Neuen delegieren beispielsweise das Bügeln an ‚ihre Frauen‘ (Zulehner/Volz 1998). Kann man da von ‚neuen Männern‘ sprechen? „Der Männerbund der Arbeitsverweigerer“ (Pinl 1994) hat kaum Mitglieder eingeübt.

Viele der jungen Väter steigern nach der Familiengründung nach wie vor ihr berufliches Engagement, oft aus finanziellem Zwang. Die meisten Arbeiten im Haushalt und die mit dem Kind verbundenen Arbeiten macht nach wie vor die Partnerin (Rosenkranz, Rost und Vaskovics 1998). Sie ist es auch, die „gerne in Teilzeit“ arbeiten möchte, aber die Chance dazu oft nicht bekommt. Für Männer, egal ob in Führungspositionen oder nicht, ist Teilzeitarbeit – auch wenn sie von verkürzten Arbeitszeiten eher leben könnten, als manche Frauen – nicht attraktiv, zumal die Rückkehr auf einen Vollzeit Arbeitsplatz nach wie vor ungewiss ist. „Väter wollen nicht Teilzeit arbeiten – Mütter bleiben aus ‚familiären Verpflichtungen‘ dem Arbeits-

familiären Gründen den Vollzeitjob einzuschränken. Bei den westdeutschen Frauen war es mehr als die Hälfte, während die ostdeutschen Frauen eher die schwierige Arbeitsmarktsituation als Grund angaben (vgl. zwd Frauen und Politik Nr. 197/2003, 13). Das bestätigen auch neue Ergebnisse des Mikrozensus 2002, der am 12. Juni 2003 in Berlin vorgestellt worden ist. Dagegen verringerte sich die Vollzeitquote der Mütter seit 1996 in Westdeutschland um ein Prozent, in Ostdeutschland sogar um fünf Prozent. Dennoch unterscheidet sich immer noch das Erwerbsverhalten westdeutscher von dem ostdeutscher Frauen: die Teilzeitquote der Mütter in den ‚alten Bundesländern‘ lag im April 2002 bei fast 40%, in den ‚neuen Ländern‘ lediglich bei 19%. Traditionelle Strukturen und Rollenverteilungen beherrschen nach wie vor das Zusammenleben von Männern und Frauen in Deutschland. Vor allem nach der Geburt der Kinder übernehmen mehrheitlich Frauen die Verantwortung für das Familienwohl. Nach wie vor hängt rund ein Drittel der Mütter, nach der Geburt des ersten Kindes den Job ganz an den Nagel. Scheinbar aus eigenem Antrieb. „Der Job ist nicht mehr automatisch das Primäre, und Kinder gelten nicht mehr unbezogen als Karrierekiller“, resümiert der Spiegel (Nr. 29/2001, 71). Für Frauen nicht. Väter gehen „trotz

Sollte es wohl möglich sein, sagte er sich, daß ich der natürliche Sohn irgendeines hohen Herren bin, den der schreckliche Napoleon in unsere Berge verbannt hat? Mit jedem Augenblick schien ihm diese Vorstellung weniger wahrscheinlich ... Mein Haß gegen meinen Vater wäre ein Beweis ... Ich wäre kein Unmensch mehr. (Stendhal, Rot und Schwarz)

markt fern“, trotz des neuen Gesetzes zur Teilzeitarbeit, das seit 1. 1. 2001 in Kraft ist. Weder in Ost- noch in Westdeutschland waren im Jahre 2002 mehr als drei Prozent der Väter Teilzeit beschäftigt und von diesen Wenigen gab lediglich ein Viertel an, aus

Nachwuchs weiterhin einer Vollzeitbeschäftigung nach“, Insgesamt waren im April 2002 rund 62% der Mütter und 86% der Väter in Deutschland „aktiv erwerbstätig“ (zwd 197/2003, 13). Die ‚Elternrolle‘ bleibt die „primäre Aufgabe der Frau“

(Fthenakis 1999), und diese traditionelle Haltung ist nicht mit dem Bildungsgrad verknüpft. Der Mythos Familie und Mutterschaft überspringt scheinbar alle sozialen Unterschiede.

Wunsch und Wirklichkeit klaffen auseinander

Die Möglichkeit der Inanspruchnahme der Elternzeit hat trotz Flexibilisierung in der partnerschaftlichen Nutzung und trotz zeitlicher Erweiterung des Gewährleistungszeitraumes keine Wirkungen auf Väter gezeigt. Der Anteil der Väter an der Elternzeit lag 2002 immer noch unter 2%. Kein Wunder, vom Erziehungsgeld in Höhe von 307 Euro können sie nicht

Die etwas später erschienene Studie „Die Rolle des Vaters in der Familie“ gibt eher Anlass zu Hoffnungen (Fthenakis/Minsel 2002). Im Vorwort behauptet Christine Bergmann, damals Bundesministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, jedenfalls, die Rolle der Väter hätte sich im Vergleich zu früheren Generationen sichtbar gewandelt. Die Ergebnisse der Studie zeigen dennoch lediglich 'verbale Aufgeschlossenheit'. Väter wollen Betreuungs- und Erziehungsaufgaben wahrnehmen, wollen am Leben der Kinder teilhaben und wollen die Haus- und Familienarbeit partnerschaftlich teilen. Sie wollen Beruf und Familie in Einklang bringen, weil sie spüren, dass ihnen sonst

dass für die meisten Väter die Übernahme von Sorgearbeit in erster Linie Verzicht an Einkommen, Macht und Status bedeutet und der Zugewinn durch neue Perspektiven und Möglichkeiten wenig gesehen wird, also bleibt die Ressource wenig genutzt. Die Ursachen dafür sind vielfältig und gesellschaftliche Rahmenbedingungen – vor allem das völlig unzureichende Angebot an öffentlichen Kinderbetreuungseinrichtungen und die allseitige Orientierung am Modell der bürgerlichen Kleinfamilie – spielen eine große Rolle (vgl. Notz 2003). Freilich muss auch konstatiert werden, dass sich entschieden mehr Frauen als Männer für den Wandel der Geschlechterrollen interessieren.

Das Private ist immer noch nicht politisch

Es ist die Tatsache, dass es der individuellen Aushandlung der Eltern vorbehalten bleibt, wer von ihnen den Anspruch auf Elternzeit wie lange geltend macht, und wer das wie beruflich geregelt bekommt, die dazu führt, dass es immer wieder Frauen sind, die in bestimmte Rollen gezwängt werden und im Beruf und auch im Haushalt Nachteile zu tragen haben, die nur wenige Männer kennen. Freilich geschieht das nicht ohne ihr Zutun. Ihre privaten Duelle um die tägliche Hausarbeit sind keine vereinzelt Vorgänge, sie werden (fast) auf der ganzen Welt ausgefochten – jeweils unter Ausschluss der Öffentlichkeit. Das Private ist eben nicht politisch, obwohl die „neue“ Frauenbewegung das schon lange gefordert hat. Frauen füllen ihre Rollen aus, weil ihnen nichts anderes übrig bleibt – oder weil sie denken, dass ihnen nichts anderes übrig bleibt – wenn sie Kinder in ihre Lebensplanung einbezogen haben. Forderungen nach einer verbindlichen Teilung der „Elternzeit“ zwischen Frauen und Männern, wie sie von Wissenschaftlerinnen aufgestellt werden (z. B. Notz 1991, 213), werden als unzumutbar für Väter abgewiesen. Als die



leben – Mütter allerdings auch nicht. Und immer wieder feiert der hochmotivierte, allzeit verfügbare Mitarbeiter fröhliche Urständ. Nichts für den 'neuen Vater'. Kein Wunder, dass der Anteil an Männern, die sich vor der Geburt des Kindes vorstellen können, für die Erziehung des Kindes eine Auszeit von der Erwerbsarbeit zu nehmen, immer noch wesentlich höher ist, als der Anteil derjenigen, die das auch tun. Dieses Ergebnis hatte die Studie „Väter im Erziehungsurlaub“ (Vaskovics/Rost 1999).

wichtige Erfahrungen entgehen. Aber die wenigsten tun es dann, wenn es so weit ist: „Leider klaffen Wunsch und Wirklichkeit, Einstellung und Verhalten immer noch deutlich auseinander“, also – auch bei den „neuen Vätern“ muss Verhaltensstarre diagnostiziert werden. Als Ergebnis beider Studien kann festgehalten werden: Die Beschäftigung des Vaters mit dem Kind ist nicht nur eine Ressource für die emotionale Entwicklung des Kindes, sondern auch für beide Eltern, indem sie zu deren Zufriedenheit beiträgt. Schade ist,

österreichische Familienministerin vor einiger Zeit eine dahingehende gesetzlichen Regelung forderte, konnte sie sich der gegen sie gerichteten Emotionen kaum erwehren. Freilich wären durch eine verordnete Teilung auch nicht alle Probleme gelöst, dennoch würden die Nachteile der Berufsunterbrechung nicht ausschließlich den Müttern aufgebürdet und auch eine Lohnersatzleistung wäre leichter durchzusetzen. Eine in den 'neuen Ländern' durchgeführte Untersuchung zeigt, dass 34% der Mütter noch vor der Beendigung des Erziehungsurlaubs (so hieß er 1995 noch) ihren Erwerbsarbeitsplatz verloren. Wenige Monate nach dem Erziehungsurlaub waren nur noch 40% beschäftigt (BMFSFJ 1995, 46f.).

Auch wenn Väter aller Schichten zu den Verweigerern gehören, spielen schichtspezifische Probleme eine Rolle: Hochqualifizierte Frauen mit vergleichsweise hohem Einkommen können ihre Erwerbstätigkeit aufrecht erhalten, auch wenn ihr Mann sich nicht an den Haus- und Sorgearbeiten beteiligt. Sie delegieren an andere Frauen (meist aus anderen Ländern) als Dienstbotinnen und Kinderfrauen. Massenweise entstehen neue Unterschichtungen (auch) unter Frauen, als 'Innovationsmodelle' (siehe Hartz 2000) kann man diese 'neue' Arbeitsteilung wahrlich nicht bezeichnen.

Für Frauen war es ein harter Kampf, bis sie das Recht auf bezahlte Arbeit erreicht hatten. Männer, die sich ernsthaft um die Übernahme von Haus- und Sorgearbeiten bemühen, können sich auf eine weltweite Unterstützung durch Frauen verlassen. Selbst auf der Vierten Weltfrauenkonferenz der Vereinten Nationen in Beijing 1995 hatten alle 189 Teilnehmerstaaten ihre Entschlossenheit bekundet, „die Männer zu ermutigen, sich voll an allen Maßnahmen zur Herstellung von Gleichberechtigung zu beteiligen“. Dazu gehört auch die Neuverteilung von jetzt bezahlt und

jetzt unbezahlt geleisteten Arbeiten auf beide Geschlechter – individuell und kollektiv. Wenn mit der anhaltenden Schieflage in den Geschlechterverhältnissen aufgeräumt werden soll, wird es höchste Zeit, dass auch Väter selbst einsehen, dass die „Frauenfrage“ eine politische Aufgabe ist – also auch eine Männerfrage.

**Siegfried (immer dringender):
Dann frag ich, wie hieß mein Vater?**
**Mime (barsch):
Den hab ich nie gesehn.**
**Siegfried:
Doch die Mutter nannte den Namen?**
**Mime:
Erschlagen sei er;
das sagte sie nur;
dich Vaterlosen
befahl sie mir da.
(Richard Wagner, Siegfried)**

Die Väter – und das müssen nicht die 'leiblichen' sein – die sich als Alleinerziehende, in kleinfamilialen Zusammenschlüssen oder in Wohn- und Lebensgemeinschaften rührend um Kinder kümmern, wirken Kraft ihres Vorbildes. Freilich haben diejenigen die besten Voraussetzungen, die sich mit anderen zusammenschließen und über den Bereich der Kleinfamilie hinaus versuchen, Konventionen zu durchbrechen und menschliche Beziehungen und Zusammenlebens- und gemeinsame Arbeitsformen entwickeln, die ebenbürtige Geschlechterverhältnisse zulassen.

Literatur :

Beck, Ulrich: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt/M. 1986
Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend: Zur Lage junger erwerbstätiger Mütter in den neuen Bundesländern, insbesondere zur Wirksamkeit von Erziehungsurlaub und Erziehungsgeld, Schriftenreihe Band 100, Stuttgart 1995

Der Spiegel Nr. 29/2001
DGB, Frau geht vor, Info-Brief Nr. 1/2001
Fthenakis, Wassilios E., 1999: Engagierte Vaterschaft. Die sanfte Revolution in der Familie, Opladen
Fthenakis, Wassilios E. und Beate Minsel, 2002: Die Rolle des Vaters in der Familie, Stuttgart u. a.
Gesterkamp, Thomas, 2001: Die Erotik von Überstunden, in: DGB, Frau geht vor, Info-Brief Nr. 1/2001, S. 5-6.
Hartz, Peter u.a. 2002: Moderne Dienstleistungen am Arbeitsmarkt, Berlin
Hollstein, Walter, 1991: Nicht Herrscher aber kräftig. Die Zukunft der Männer, Hamburg
Kindler Heinz, 2002: Väter und Kinder. Langzeitstudien über väterliche Fürsorge und die sozioemotionale Entwicklung von Kindern, Weinheim/München
Notz, Gisela, 1991: Du bist als Frau um einiges mehr gebunden, als der Mann. Die Auswirkungen der Geburt des ersten Kindes auf die Lebens- und Arbeitsplanung von Müttern und Vätern, Bonn
Notz, Gisela, 1995: Auf der Suche nach den neuen Vätern, Ausflüge von Männern in Frauenräume, Frankfurt/M., 2. Aufl.
Notz, Gisela, 2003: Familien. Lebensformen zwischen Tradition und Utopie, Neu-Ulm
Pinl, Claudia, 1994: Das faule Geschlecht. Wie Männer es schaffen, Frauen für sich arbeiten zu lassen, Frankfurt/M.
Pross, Helge, 1975: Die Wirklichkeit der Hausfrau, Reinbek
Rosenkranz, Doris, Harald Rost und Laszlo A. Vaskovics, 1998: Was machen junge Väter mit ihrer Zeit? Forschungsbericht. Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg, Januar
Vaskovics, Laszlo A. und Harald Rost, 1999: Väter und Erziehungsurlaub, Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Stuttgart u. a.
Zulehner Paul M. und Rainer Volz, 1998: Wie Deutschlands Männer sich selbst und wie Frauen sie sehen, Ostfildern
zwd Frauen und Politik, Nr. 197/2003

... und plötzlich merkst du, du bist anders

Schwule Väter in Hamburg und Norddeutschland

Vor nun mehr fast 30 Jahren gründete sich in Hamburg die Selbsthilfegruppe „Schwule Väter und Ehemänner“. Nach mehrmaligem Umzug gelang es, Räume zweimal monatlich in Schwulen Infoläden „Hein & Fiete“ Pulverteich 21 in Hamburg-St.Geog anzumieten, wo man sich nun jeden zweiten und vierten Montag im Monat um 19 Uhr trifft.

Zur Zeit sind 36 Väter in der Gruppe, wovon meistens 10-12 anwesend sind. Viele „alte Hasen“ geben gern ihre Erfahrungen an Interessierte weiter, da ein Coming-Out oft problembeladen sein kann.

Wer sich erst einmal überwunden hat, die Gruppe zu besuchen, erfährt Hilfe bei Trennung und Scheidung, Unterstützung bei der Suche nach der neuen Identität, auch Hilfe bei der Kindererziehung oder Lösungsvorschläge bei Familienproblemen.

Anfangs kommen die Väter oft in einem Gefühlschaos: Bin ich bi oder schwul? Kann ich meinen Partner einweihen? Sollten es meine Kinder erfahren? usw. Es kommt vor, dass die Väter durch therapeutische Behandlungen zur Gruppe finden und erst dort die „wahren“ Spezialisten treffen, die bereits ihre Gefühle verstanden und ihre Ängste überwunden haben.

Die schwulen Väter der Gruppe kümmern sich auch nach einer eventuellen Trennung von der Partnerin weiterhin um ihre Kinder. Auch die bisherige Partnerin, die sich oft verletzt fühlt, muss mit der neuen Situation fertig werden. Hierzu werden ebenfalls Wege und Lösungsmöglichkeiten aufgezeigt. Es gibt jedoch keinen „Königsweg“. Unterschiedliche Lebensumstände erfordern auch individuelle Handlungsstrategien. So werden immer verschiedene Vorgehensweisen abgewogen und unterschiedliche Zeitrahmen erörtert. Auch auf die Reaktionen der Kinder wird eingegangen.

Bei Bedarf kann der Kontakt zu Trennungs- und Scheidungsberatung, zu Rechtsanwälten oder Erzie-

hungsberatungsstellen vermittelt werden. Es hat sich als positiv erwiesen, ein Mediationsverfahren zu durchlaufen, d.h. einen möglichst optimalen Interessenausgleich zwischen den Betroffenen zu erreichen.

Zweimal jährlich besteht die Möglichkeit, sich bundesweit mit anderen schwulen Vätern auszutauschen und neue Eindrücke und Erfahrungen zu machen. Weiterhin beteiligen sich die Gruppenmitglieder oftmals an Infoständen oder öffentlichen Veranstaltungen, um Väter in der gleichen Lage zu ermutigen, ein selbstbewusstes, aufrechtes und authentisches Leben zu führen. Das jahrelange Verstellen gehört dann bald der Vergangenheit an.

Bei all dem, kommt der Spaß auch nicht zu kurz. Gemeinsame Disco-Besuche und Geburtstagsfeiern oder das Baden am FKK-Strand für den die Gemeinschaft. Nach alter Tradition helfen alle bei Umzügen oder der Wohnungssuche. So wird das Coming-Out gefördert und gezeigt, wieviel Spaß ein schwules Leben machen kann.

Um die Hemmschwelle zu senken, bieten die beiden Koordinatoren für Interessenten Vorgespräche an, um über die Ziele und Inhalte der Gruppe zu informieren und drängendste Probleme vorab zu klären. Die Gruppe wird so sozialpädagogisch und seelsorgerisch begleitet.

Interessierte können sich melden bei Thomas 040/ 280 50 984 oder Burkhard 040/ 419 20 504.

Zur weiteren Information empfehlen wir im Internet die Seiten: www.SchwuleVäter.de oder www.svkoeln.de. Hier finden sich Erfahrungsberichte sowie Veröffentlichungen zum Thema, Links zu den schwulen Vätergruppen in ganz Deutschland sowie Buchtipps.

Thomas Lohrke-Schröder

Väter vereinigt euch!

Das Väterzentrum Hamburg e.V. stellt sich vor

Volker Baisch

Hintergrund

Die Lebensbedingungen für Familien haben sich in den letzten Jahrzehnten erheblich verändert, und damit sind auch die Erwartungen an die Väter gestiegen. Die Familie verlangt von den Vätern einen größeren Einsatz, doch für ein gesichertes neues Rollenverständnis fehlen die Vorbilder. Männer sind auf das Vatersein weder besonders gut vorbereitet, noch werden sie dabei ausreichend unterstützt.

In Zukunft geht es um eine Balance der Geschlechter in allen Lebensbereichen. Noch sind es nach wie vor Frauen, die sich der Erziehung ihrer Kinder widmen und dafür erhebliche berufliche Nachteile in Kauf nehmen. Die nach wie vor bestehende Ungleichheit der Einkommen der Geschlechter, das Ehegattensplitting, veraltete Ansichten und Rollenmuster sind die wichtigsten Ursachen für die geringe Beteiligung von Männern an der Erziehung ihrer Kinder.

Väter, die zu Hause bleiben oder wegen der Kinder weniger arbeiten, können – genau wie seit langem schon die Mütter – kaum gesellschaftliche Anerkennung aus diesem Engagement ziehen. Das gängige Stereotyp will, dass Väter mit ihren Kindern zum Sport gehen oder aufregende Ausflüge oder Spiele am Wochenende machen. Väter brauchen ein gesellschaftlich anerkanntes Vaterbild, das sowohl die Erzieher- als auch die Versorgerrolle spiegelt und als Rollenvorbild für Väter gelten kann.

Das Bundesfamilienministerium entwickelte 2001 eine Anzeigenkampagne, damit sich Väter stärker an der Erziehung ihrer Kinder beteiligen. Natürlich kann nicht erwartet werden, dass eine solche staatliche Maßnahme allein genügen wird, den Anteil aktiv erziehender Männer zu erhöhen. Nach wie vor bleibt der Anteil „Elternzeit“ nehmender Väter

auf einem signifikant niedrigen Niveau (ca. 1,6%) stecken. Väter brauchen vor Ort Unterstützungsangebote, damit sie Familie, Beruf und Freizeit besser mit einander vereinbaren können. An diesem Punkt setzt das Väterzentrum Hamburg an.

Zur Entstehungsgeschichte

Auf einer Zukunftswerkstatt zum Thema Jungenarbeit haben Rainer Zimpel und ich den Entschluss gefasst, eine Arbeitsgruppe für „aktive Vaterschaft“ zu gründen. Das war die Geburtsstunde des Väterzentrum Hamburg e.V., das wir ein Jahr später (2001) mit acht Vätern endgültig aus der Taufe gehoben haben.

Vor der Geburt meiner Tochter fiel mir auf, dass es neben der üblichen Literatur keine Möglichkeit gab, sich zum Vaterwerden ein paar Gedanken zu machen. Auch gab es in Hamburg keine Institution oder Gruppe, die ich konkret fragen konnte. Im Geburtsvorbereitungskurs kam ich mir eher fehl am Platze vor – für die Fragen, die mich beschäftigten, gab es dort keinen Raum. Diese Lücke wollte ich mit meinen Mitstreitern füllen und werdenden Vätern und die, die es schon waren, ansprechende Angebote unterbreiten.

Unsere Ziele

Wir wollen gemeinsam neue und vielfältige Bilder von Vaterschaft entwickeln und in die Praxis umsetzen. Wir sind alle Väter, die mehr Zeit für unsere Kinder haben wollten und daher Elternzeit- oder Teilzeiterfahrungen gesammelt haben. Positive Erfahrungen aus dieser Zeit möchten wir an andere Väter weitergeben und uns mit anderen Vätern darüber austauschen. Wir wollen Väter mit unseren Angeboten darin unterstützen, Familie, Beruf und Freizeit besser mit einander zu vereinbaren.

Zu unseren Kooperationspartnern gehören Männer und Frauen aus der

Familienbildung, aus psychosozialen Institutionen, aus Forschung und Wissenschaft, aus Unternehmen, Gewerkschaften und Kammern, aus der männer- und väterbezogenen Beratungsarbeit, aus politischen Institutionen sowie aus der freien Bildungsarbeit.

Unsere Vision ist es, das Väterzentrum Hamburg e.V. zu einem Haus für Väter und ihre Kinder zu machen. Das Väterzentrum soll als Anlaufstelle und offener Treffpunkt zum Austausch, zum Spielen und zur gemeinsamen Planung von Aktivitäten dienen. Es bietet Vätern kompetentes Fachpersonal und verschiedene Beratungsangebote zu allen Fragen rund um die Vaterschaft. Wir möchten mit unseren Aktivitäten dazu beitragen, dass Väter mehr Zeit mit ihren Kindern verbringen und dies als eine Bereicherung erleben. Unsere Visionen konnten wir in den letzten zwei Jahren mit Hilfe vieler Unterstützer zum Teil schon umsetzen.

Zur Umsetzung Hamburger Netzwerk für Väter

Unsere Idee, Angebote für Väter am besten über ein tragendes Netzwerk zu transportieren und so unsere Zielgruppe effektiv zu erreichen, scheint auf zu gehen. Das Hamburger Netzwerk für Väter (www.vaeternetzwerk-hamburg.de) wurde Anfang des Jahres gegründet, um möglichst viele Fachkräfte aus Einrichtungen der Beratung, der Bildung und Forschung zusammenbringen, die mit ihren Angeboten für Väter und Kinder kooperieren wollten. In diesem Netzwerk tragen wir die Vielfalt und die unterschiedlichen Sichtweisen zur Vaterschaft in unserer Gesellschaft zusammen und schaffen so in Hamburg ein gesellschaftliches Bündnis, das die Gleichberechtigung von Männern und Frauen zum Ziel hat. Unser Netzwerk wächst kontinuierlich und trägt für alle Beteiligten erste Früchte.

Die Ziele des Netzwerkes:

- Information und Analysen zusammentragen,
- aktuelle Trends in der Familien-, Frauen-, Männerpolitik erörtern,
- Vernetzung von Einrichtungen fördern,
- Angebote für Väter und ihre Kinder entwickeln,
- Ressourcen und Kompetenzen zusammenfassen,
- Vorträge, Fachtagungen und Seminare zum Väterthema unterstützen und Referenten vermitteln,
- Väterinteressen öffentlich machen, z.B. in Politik und Medien.

Väterkampagne „Väter wollen mehr“

Im Rahmen der Kampagne „Väter wollen mehr“ informieren wir über Väterangebote in Hamburg und stellen allen Interessierten das Väterzentrum mit seinen Angeboten und Kooperationspartnern vor. Von Mai bis Dezember diesen Jahres finden über 50 Veranstaltungen statt: Freizeitangebote für Väter und Kinder, Lesungen, Väter-Filmwochen in den Zeisekinos, Seminare, Fachtagungen, Vorträge, Sportaktionen und vieles andere mehr (mehr unter www.vaeter.de)

Schirmherrn der Kampagne ist der vierfache Vater und bekannte Schauspieler Peter Lohmeyer: „Beruf und Familie unter einen Hut zu bringen, ist möglich, man muss es allerdings wollen. Endlich werden auch Väter in dieser Hinsicht kompetent unterstützt – das Programm der Väterkampagne ist beeindruckend und stellt die positiven Seiten von Vaterschaft in den Vordergrund.“ Peter Lohmeyer dreht selbst nur 6 Monate im Jahr, um Zeit für seine Kinder und Partnerin zu haben.

Projekte

www.vaeter.de und Man(n) teilt Zeit

Immer mehr Männer haben in den letzten Jahren ihr Selbstverständnis als Vater, ihre Erwartungen an die Vaterschaft und ihre Verantwortung

als Vater überdacht. Aktuelle Studien bestätigen dies, so zum Beispiel die „LBS-Familienstudie“ von Fthenakis. Danach sehen sich 67 % der Väter als Erzieher ihrer Kinder und nicht als Ernährer. Und doch stellen sich viele Väter die Frage, wie sie damit umgehen können, nie genug Zeit für die Familie und sich selbst zu haben. Denn oft bringt die betriebliche Personalpolitik wenig Verständnis auf, wenn Väter in Teilzeit gehen wollen oder auch nur früher nach Hause müssen, um die Tochter vom Kindergarten abzuholen. Viele Väter befürchten, dass ihre Karriere darunter leiden könnte.

Das Väterzentrum Hamburg e.V. entwickelt in Kooperation mit dem Senatsamt für die Gleichstellung und der Hertie-Stiftung die Internetplattform www.vaeter.de um vor allem Männer zu ermuntern, ihre eigene Balance zwischen Beruf und Familie zu finden. Ziel ist es, Väter dabei zu unterstützen und online zu beraten, wie sie ihren Lebensentwurf auch gegen mögliche Widerstände beim Arbeitgeber, der Partnerin oder im weiteren persönlichen Umfeld realisieren können.

Das Projekt Man(n) teilt Zeit, eine Arbeitszeitberatung für Väter und Männer bietet Vätern vor Ort in Kooperation mit Firmen und Kam-

mern oder direkt in den Räumlichkeiten des Väterzentrums, eine konkrete Unterstützung bei Fragen zu Elternzeit, Teilzeit oder Fragen zum Familienmanagement an. Beide Projekte gehen im November dieses Jahres an den Start.

Väterbildung

Seit einem Jahr entwickelt und erprobt das Senatsamt für die Gleichstellung gemeinsam mit der Elternschule Altona ein neues Bildungskonzept für Väter und ihre Kinder. Es unterstützt Väter darin, Familie, Beruf und Freizeit besser miteinander zu vereinbaren, und bietet zahlreiche Angebote. Schon jetzt lässt sich erkennen, dass Väter Angebote, die inhaltlich auf sie zugeschnitten sind und zeitlich günstig liegen, stark nachfragen. Eine Auswertung der Untersuchung wird Ende des Jahres vorliegen und kann dann beim Senatsamt für die Gleichstellung angefordert werden.

Langsam etabliert sich die Väterbildung in Hamburg, und es zeigt sich, dass Väter besonders Kurse zum Thema Erziehung nachfragen. Viele Väter wünschen sich ein Forum, in dem sie Erziehungsthemen unter Väter diskutieren können, um sicherer im Umgang mit ihren Kindern zu werden.

Der Vater fragte ihn, ob er die Übersetzung aus dem Cornelius Nepos ins Deutsche fertig habe.

„Nein“, antwortete er.

Der Vater packte ihn mit der einen Hand am Kragen, führte ihn zum Tor hinaus, stülpte ihm die Mütze über den Kopf und versetzte ihm mit dem Fuß einen derartigen Tritt in den Hintern, daß er zu Boden fiel.

„Geh hin, wo du hergekommen bist“, fügte er hinzu, „und komm mit der Übersetzung wieder; statt eines Kapitels machst du zwei, und für die Mutter lernst du die Rolle aus der französischen Komödie auswendig, die sie dir aufgegeben hat: eher komm nicht zurück!“

Andrej kam nach einer Woche zurück und brachte nicht nur die Übersetzung mit, sondern hatte auch die Rolle gelernt.

(Iwan Gontscharow, Oblomow)

Trennungsberatung

Die Nachfrage nach Beratungs- und Unterstützungsangeboten für Väter in Trennungssituationen ist in Hamburg, wie in vielen Großstädten, sehr hoch. Wir möchten in Kooperation mit erfahrenen Institutionen, wie z.B. dem VAMV (Verband alleinerziehender

dabei auf die Beziehung zu ihren Kindern eingelassen haben. Trennung und Scheidung haben für ca. 80% der Väter folgende Konsequenzen:

- Ende des Zusammenlebens mit ihren Kindern,
- Verlust des tatsächlichen Sorgerechts für ihre Kinder,
- Auszug aus der ehelichen oder

zuletzt aus der Hamburger Politik ermutigen uns, den eingeschlagenen Weg weiter zu gehen. Besonders freuen wir uns, dass die Behörde für Soziales und Familie unter der Senatorin Schnieber-Jastram unter Familienpolitik auch die Förderung der Väter versteht und uns signalisiert hat, das Väterzentrum Hamburg e.V.



der Mütter und Väter), in Zukunft Hamburger Vätern eine professionelle Trennungsberatung anbieten.

Auch nach der Kindschaftsrechtsreform werden nicht-verheiratete Väter, die sich für ihre Kinder persönlich engagiert haben, bei Sorgerechtsentscheidungen auch weiterhin kaum berücksichtigt und benachteiligt.

Die psychischen Folgen sind umso schmerzlicher, je mehr die betroffenen Väter den Aufforderungen und eigenen Wünschen nach aktiver Vaterschaft gefolgt sind und sich

- gemeinschaftlichen Wohnung,
- Reduzierung der Elternverantwortung auf die Unterhaltsleistung.

Hamburg braucht eine Trennungsberatung für Väter und Mütter, die das Wohl der Kinder in den Mittelpunkt stellt.

Ausblick

Das Väterzentrum Hamburg e.V. befindet sich im Aufbau und finanziert sich über Projektgelder und ehrenamtliche Arbeit. Zahlreiche positive Impulse aus den Fachverbänden, von den Vätern und nicht

ab dem 1.1.2004 finanziell zu unterstützen. Wir freuen uns über jede helfende Hand und jede noch so kleine Spende und beantworten Ihnen gerne alle Fragen. Beim Väterstammtisch (jeden zweiten Donnerstag 20 Uhr im Monat) können Sie uns in der Rothestraße 36 auch persönlich kennen lernen.

Anmerkung

Wir suchen zurzeit dringend Referenten und Kursleiter für Väterangebote. Falls Sie Interesse haben, bitte melden Sie sich bei uns. Im nächsten Jahr wird dazu auch eine Qualifizierung angeboten.

Väter verzweifelt gesucht

Papas und Papa-Profis müssen nicht die gleichen Interessen haben

Frank Keil

Vater sein – ein schweres Los

Natürlich haben wir erst einmal ausführlich gratuliert! Und wann es denn so weit sei, wollten wir wissen und ob unser Bekannter B. denn wissen wolle, ob Junge oder Mädchen und ob Hausgeburt, Geburtshaus oder Klinik und wenn, welche – auf unsere Fragen folgten alsbald unsere Geschichten und Geschichtchen, wir hätten das ja schon alles einigermaßen hinter uns. Und er könne uns jederzeit fragen, uns anrufen, auch hätten wir jede Menge Bücher und noch mehr Adressen, bei denen er sich weiter informieren könnte. Denn es sei ja so, dass gerade wir Männer ein bisschen aufpassen müssten, schnell seien wir abgehängt, trotz allen guten Willens. Es gebe ja auch so wenig positive Vatervorbilder, wenig Hilfestellungen, wenig Förderliches und wir Männer redeten ja auch bekanntlich zu wenig über diese Dinge. Doch je mehr wir ins Reden kamen und unser Bekannter B. ins Zuhören, desto steifer und seltsamer wurde unsere Begegnung. Und man konnte am Ende die Erleichterung unseres Bekannten fast mit den Händen greifen, als es ans Verabschieden ging, garniert mit ein paar letzten Anekdoten unsererseits über kurze Nächte, die keine mehr seien und über Paare, die zu geschlechtsneutralen Elternmaschinen mutierten und über den Vorsprung der Frauen, der so schwer einzuholen sei, sich allein schon vom Stillen ausgehend von Tag zu Tag vergrößere, passe man nicht auf. Und wir seufzten: Ja ja, der und der lebt jetzt auch getrennt und man könne sich ja vorstellen, wie schwer das ohnehin Schwere nun geworden sei, eigentlich könne man das gar nicht erzählen, dass müsse man erleben. Und unser Bekannte B. ging davon und man konnte meinen zu sehen, wie mit jedem Schritt von uns weg eine schwere Last von seinen Schultern fiel.

In seiner Abwehr der doch so gut gemeinten Ratschläge und Hinweise und in seiner Ablehnung unserer Hilfsangebote, hat unser Bekannter B. recht: Vater-werden und erst recht Vater-sein scheint ein Unterfangen zu sein, bei dem das Scheitern weit eher angelegt ist, denn das Gelingen, und fortlaufend wird dieses belegt und immer wieder aufs Neue ausformuliert, dass man auf den Gedanken kommen könnte, das sei auch gut so. Der ursprünglich so positive Impuls, sich auf einen neuen Lebensabschnitt mitsamt der in ihm wohnenden Möglichkeiten, Abenteuer, Wagnisse und Gefahren einzulassen, schnell wird dieser von außen relativiert, mit Warnungen in Schach gehalten, ja eingeschüchtert – wobei an dieser Stelle dem Verdacht, hier sind womöglich untergründige Aggressionen, Neidgefühle sowie tiefsitzende Enttäuschungen am Werke nicht nachgegangen werden soll. Tatsache ist: Stehen sich ein werdender Vater und ein Vater-Profi gegenüber, wird der eine bald kleiner, der andere bald größer. Dass man sich die Probleme bitte schön nicht einreden lassen möchte, ist in diesem Zusammenhang ein vielgeäußertes, wenn auch nicht immer ausgesprochener Satz von werdenden Vätern, während die Väter-Profis zeitgleich mehr oder weniger hämisch darauf hinweisen, dass hier bereits der Anfang des Endes der Geschichte lauert: Da sehe man ja schon, wie es weitergehen werde! Noch herrsche eitle Sonnenschein, bald aber ließen sich die Schwierigkeiten nicht mehr aussperren. Der Alltag greife zu, schiebe, flankiert von vollen Windeln, übergekochter Milch und den ersten Kinderkrankheiten, die Euphorie beiseite und irgendwann knirscht es im Familiengebälk, irgendwann knallt die Frau die Sachen hin, und dann ist es zu spät! Das bewiesen ja auch diverse Statistiken, diverse Untersuchungen und nicht zuletzt der Blick auf den Alltag selbst: Auf die hohe Trennungsquote folge die hohe Quote der durch Besuchsregelungen Gemaßregelten,

von denen irgendwann ein großer Teil ganz aufgeben und sich am Ende zurück ziehen werde. Einfach so Vater werden und es bleiben, das war einmal, und nicht einmal das ist richtig. Vater werden, das braucht Unterstützung, Anleitung, Führung unter professionellen Händen. Früher oder später werde man das schon einsehen (müssen).

Väterzentren: ja oder nein?

Braucht es also Väterzentren? Mithin geförderte männerspezifische Räume, in denen gelernt und gelehrt wird, was es heißt ein Vater zu sein? Es kommt drauf an – lautet auch hier die Antwort. Nämlich zunächst darauf, ob es gelingt Angebote ohne den Vätern so vertrauten Mix aus moralisch-verbrämten Vor- und Anwürfen zu machen – womit man zunächst bei einem Grunddilemma von im weitesten Sinne pädagogischer oder beraterischer Angebote ist: Wo Hilfe und Unterstützung mitsamt der darin enthaltenen Optionen der Konfrontation und gar Kritik an Verhaltens- und Lebensweisen unter verschärften Marktbedingungen stattfindet und die professionellen Helfer real oder phantasiert zunehmend als neue Freiberufler diesen Bedarf selbst belegen, begründen und im Extremfall konstruieren müssen, bleibt es nicht aus, dass man mehr das arbeitsschaffende Problem sieht, denn die Selbstheilungskräfte der umworbene Klienten.

Väter = Männer?

Umgekehrt ist die Attraktivität von Väterarbeit innerhalb der Männerarbeit mit Ziel einer Neuordnung der Geschlechterverhältnisse unter dem Diktum der Rollengleichheit keine ganz neue Sache. Schon immer hatten es Männer schwer, außerhalb kleiner, meist isolierter Zirkel einen Anspruch auf erst Interesse, später Unterstützung und alsbald finanzieller Mittel zu begründen. Wo bis heute keine Woche vergeht, wo nicht

etwa der normale Zeitungsleser und erst recht die normale Zeitungsleserin auf die sozialen und ökonomischen Differenzen zwischen den Geschlechtern zu Lasten der Frauen hingewiesen wird (Höhe der Entlohnung, Altersabsicherung, Unfallrisikoverhalten, usw. usw.), scheinen diese immer wieder aufs Neue einleuchtenden hard facts für die Männer zu fehlen. Als Mann scheint man per se Gewinner denn Verlierer zu sein, ist man immer mehr Täter denn Opfer bzw. kann innerhalb der medial geeigneten Täter-Opfer-Dramaturgie wenig auf den ersten Blick Einleuchtendes vorweisen, dass begründet, warum man neuerdings in den Genuss von Interesse und eben als dessen Folge in denen öffentlicher Mittel kommen sollte. Wie anders bei den Vätern! Hier sieht man gerade zu mustergültig und damit beweisbar die Schwierigkeiten der noch immer gültigen und erst recht funktionierenden Rollenzuschreibungen und kann zeitgleich (endlich!) mit etwas Positivem locken: Väter, also Männer mit Kindern, wollen und sollen anpacken; sie handeln statt zu klagen; sie richten den Blick nach Vorne statt rückwärtsgewandt sich mit ihrer eigenen wie ihrer kollektiven Geschichte zu beschäftigen – etwas, das in den letzten Jahren ohnehin als ein Mix aus Luxus und Zeitverschwendung zunehmend diskreditiert wurde. Väter – dekliniert in die neuen oder auch die anderen Väter – müssen sich so mit einem seltsamen Erbe herumschlagen: Sie sollen richten, was den an Veränderungen interessierten Männern insgesamt nicht so recht gelungen ist; und das, wo sie doch zunächst nichts anderes mehr interessiert, als die neue Lebenssituation in eine angenehme Normalität des Alltags zu überführen.

Männerpolitik gegen Väterpolitik in Hamburg?

Das sich im Aufbau befindliche Väterzentrum Hamburg befindet sich über all dies hinaus in einer recht

delikaten Situation, zeigt sich doch der derzeit amtierende Senat entschlossen, neben anderen Projekten, die sich aus der Zeit nach 1968 zum gesellschaftlichen Standard erhoben haben (etwa Drogenpolitik, Geschichtsforschung, Bürgerrundfunk, allgemein die multikulturelle Gesellschaft) das Ende der so genannten und bisher weitgehend akzeptierten Frauenförderung einzuläuten. Die Kürzungen im so genannten Frauenbereich auf der sozialen wie kulturellen Ebene wurden dabei nur am Rande mit

Beifall von der falschen Seite, den man annehmen oder auch nicht annehmen könnte. Zu fragen ist, von welchem Eigeninteresse aus die bisher erfolgte Unterstützung des Hamburger Väterzentrums geleitet wird, die mehr ist als nur eine Duldung. Dass man landauf, landab von Seiten jüngerer CDU-Politiker und Politikerinnen in Sachen Väterpolitik auf ein überraschend offenes Ohr stoßen würde, ist in diesen Tagen ein vielgehörter Satz. So wie umgekehrt immer offensichtlicher ist, dass in

Der Junge drehte sich auf die Seite und sah zu, wie sein Vater zur Tür ging, und sah zu, wie er die Hand auf den Lichtschalter legte. Und dann sagte der Junge: „Dad? Du denkst bestimmt, ich bin ein bißchen verrückt, aber ich wünschte, ich hätte dich gekannt, als du klein warst. Ich meine, ungefähr so alt, wie ich jetzt bin. Ich weiß nicht, wie ich es sagen soll, aber wenn ich daran denk, hab ich so ein einsames Gefühl. Es ist – es ist so, als ob ich dich schon vermisste, wenn ich jetzt daran denke. Ziemlich verrückt, findest du nicht? Na ja, bitte laß die Tür auf.“

Hamilton ließ die Tür offen, und dann besann er sich anders und lehnte sie an.

(Raymond Carver, Würdest du bitte endlich still sein, bitte)

den ansonsten üblichen Sparzwängen begründet. Vielmehr sei doch der hinter der Frauenförderung stehende Feminismus nun wirklich old fashion und gerade zu kontraproduktiv, hindere doch die Schmach der Quote junge Frauen ihren Weg zu gehen. Dabei scheint den derzeit politisch Handelnden der vergleichsweise schwache Protest dagegen recht zu geben. Dies gilt beispielsweise für die beschlossene Auflösung des Senatsamtes für die Gleichstellung, das seinerseits einen hohen Preis dafür zahlen muss, sich bei den Einsparungsmaßnahmen des Jahres 2002 im Frauenbereich einer Stimme weitgehend enthalten zu haben und so – ganz nebenbei – ein Beispiel bietet, das Anpassung nicht wirklich belohnt wird. Und nun soll ausgerechnet aus diesen Kreisen Unterstützung für eine väterspezifische Arbeit kommen?

Es geht dabei um mehr als um den

Sachen Männer- und Väterpolitik von Rot-Grün keine wesentlichen Impulse ausgehen werden, die über ein standardisiertes „was Frauen hilft, hilft am Ende auch Männern“ hinausgehen. Dabei ist das vergleichsweise neue Interesse der bürgerlichen Mitte am Väterthema entschieden anders gelagert: Der Vater soll als Mann funktionieren und weniger der Mann als Vater. Die Kiste soll zudem laufen, nicht stocken. Jenes Etwas aus Mann, Frau und Kind soll reibungsarm arbeiten, soll Kräfte freisetzen und nicht an diesen zehren, wo doch überall Zögern, Zaudern und Hadern anzuprangern ist. Väterförderung soll in die Zukunft weisen, soll helfen, sich den neuen Zeitrhythmen der Arbeitswelt einzufinden, sollen Reibungsverluste minimieren und ist entschieden von der ökonomisch unergiebigsten Rollendebatten der vergangenen Jahrzehnte abzugrenzen, die unter der Maßgabe persönlichen

Glück und einer diffusen Idee von Selbstverwirklichung für Durcheinander sorgten. Wer in den letzten Jahren Zeuge von Unternehmenspräsentationen war, bei denen neue Modelle der Vereinbarkeit von Familie und Beruf vorgestellt wurden und dabei die berufstätigen Väter ausdrücklich nicht länger ausgeklammert blieben, konnte in diesem Zusammenhang auf einen merkwürdigen Komplex stoßen: Über die Bedeutung von Arbeit sowohl für das Individuum wie für die Allgemeinheit wurde nie geredet; ihre Funktion gerade für die Stabilisierung männlicher Identität blieb fast zur Gänze ausgespart. So wichtig auch die technisch-organisatorischen Fakten für Zeitmodelle, Arbeitszeitkonten, flexible Arbeitszeiten bis hin zu betriebseigene Kindergärten für die Ausgestaltung des

beruflichen Alltages sind, ohne eine Korrektur des starren männlichen Selbstverständnisses vom Vorsprung und der Vorherrschaft der Arbeit und des ihm zugrunde liegenden Arbeitsethos, werden es auch die neuen Väter nicht leichter haben. Denn Kinder relativieren per se Arbeit. Kinder stehen für einen Lebensentwurf jenseits der 40-Stunden-Woche, sind doch Kinder alles andere als im Sinne des ökonomischen Drive flexibel und verweigert sich das Leben mit ihnen auf Dauer eines nahtlosen Ineinanders von geforderter Verfügbarkeit im Berufsleben und Hinwendung, Pflege, Betreuung und Begleitung.

Darüber hinaus wird ganz praktisch die Meßlatte anzulegen sein: Wie wird sich das zukünftige Väterzen-

trum zu der Politik des Senats verhalten und – auch öffentlich – äußern? Die Beispiele dafür liegen längst auf dem Tisch: die zweifelhaften Segnungen der KITA-Card etwa oder das neue Lehrerarbeitszeitmodell, die beide in den Alltag von Eltern und damit Vätern gerade zeitverschlingend eingreifen werden. Auch wenn nicht unbedingt eine vorausseilende Bekenntnispolitik zu allem und jedem, wie sie in den 70er- und 80er-Jahren üblich war, eingefordert werden soll, eine Positionierung wird so oder so stattfinden. Man wird dann erleben, wie eigensinnig und damit selbstständig das sich im Aufbau befindliche Väterzentrum Hamburg jenseits der zu vermutenden Vorgaben und Absichten der derzeitigen Senatspolitik agieren und arbeiten wird.



Nadeln im Heuhaufen

Die Suche nach Vätern in Bilderbüchern

Ein E-Mail-Interview von Rainer Zimpel mit Christian Meyn-Schwarze

Wie siehst du dich in deiner Rolle als Vater?

Ich verstehe mich als engagierten Vater. Nicht nur für meine beiden Töchter Eva und Mayan, für die ich seit 12 bzw. 10 Jahren als „Hausmann“ immer ansprechbar bin. Auch im Kindergarten und in der Grundschule war ich präsent, weil ich das Defizit an aktiven Männern in diesen Erziehungsbereichen etwas ausgleichen möchte. Während meine Frau als Bibliothekarin arbeitete, habe ich zweimal Erziehungsurlaub genommen und seit drei Jahren bin ich nach einer Phase der Arbeitslosigkeit jetzt selbstständig. Ich arbeite in Kirchengemeinden und Familienbildungsstätten als Gruppenleiter, der u.a. Projekte nur für Väter und ihre Kinder anbietet.

Was machst du am liebsten mit Kindern?

Am liebsten mache ich mit Kleinen und Großen einen eigenen Zirkus, mal einen halben Tag mit Vätern und Kindern, mal mit Familien über Pfingsten im Rahmen einer mehrtägigen Freizeit. Hier in Hilden bin ich inzwischen bekannt geworden als Direktor vom „Zirkus Konfetti“ nach dem gleichnamigen Mitmachbuch.

Was war der Anlass für dich, nach Väterbüchern zu forschen?

Als unsere Kinder noch ganz klein waren, legte mir meine Frau „ganz zufällig“ ein Bilderbuch zum Vorlesen hin, in denen ein Vater einen Fahrradausflug mit seinen beiden Kindern zum Strand unternahm. Das war mein erstes „Papa-Buch“. Später folgten dann Rollentauschbücher wie „Vater-Mutter-Kind“, in denen ich mich selber wiederfand.

Beim abendlichen Vorlesen merkte ich sehr bald, dass die meisten Bücher von Tierkindern und ihren Müttern handeln. Nur in ganz wenigen Bilderbüchern tauchte überhaupt

ein Vater auf. Das machte mich sehr neugierig, und ich fing an, den Vater im Bilderbuch zu suchen.

Wie wurde die „Papa-Liste“ geboren?

Gemeinsam mit meiner Frau gab ich vor zwei Jahren eine erste Sammlung für Familienbildungsstätten mit dem Titel „Die Bücher der ganz kleinen Leute“ heraus. Es war fast so wie im wirklichen Leben: In zwanzig Bilderbüchern zum Thema Kindergartenbeginn tauchte nur dreimal ein Vater auf, bei Vorlesegeschichten wurden wir in zwanzig Fällen nur einmal fündig.

In den „Papa-Büchern“ haben wir dann aber die erfreuliche Feststellung gemacht, dass die abgebildeten Väter Verantwortung für den Haushalt übernehmen und sich aktiv an der Kindererziehung beteiligen. Sie sind bei der Geburt dabei und kümmern sich um die Pflege der Kinder. Manchmal taucht überhaupt keine Frau auf, da sorgt der Vater alleine für seine Kinder.

Gab es Hilfe von außen bei Eurer Papa-Suche?

Bei einem kleinen Testkauf in Buchhandlungen versuchte ich, solche „Alltagsväter“ im Bilderbuch zu entdecken. Leider waren die Buchhändlerinnen überfordert und kannten die entsprechenden Titel nicht.

Inzwischen forsche ich wie ein Detektiv nach der „Nadel im Heuhaufen“: Findet sich ein Vater, der sein Kind zum Kindergarten bringt, das Abendessen kocht und den Tisch abdeckt? Findet sich ein Vater, der mit seinem Kind über Berufswünsche diskutiert? Ja, es gibt dazu Bücher – allerdings musste ich lange recherchieren.

Gibt es einen Trend zu mehr aktiven Vätern in Bilderbüchern?

Im Laufe der Jahre konnte ich beobachten, dass Väter in immer mehr Bil-

der- und Erstlesebüchern auftauchen. Auch Großväter, die sich um ihre Enkelkinder kümmern, spielen zunehmend eine Rolle in den Veröffentlichungen. Inzwischen habe ich über 200 Bücher, in denen Väter oder Großväter eine tragende Rolle spielen.

Welches Bild wird von Vätern gemalt, wenn sie in den Büchern auftauchen?

Eines der schönsten Vater-Kind-Bilder wird in meinem Lieblingsbuch „Ich trödel doch nicht, sagt Max“ gemalt. Papa begibt sich knieend auf die Ebene seines Sohnes, um mit ihm gemeinsam eine Ameisen-Karawane zu betrachten. So vergisst er dabei fast die geplante Karussellfahrt und erfährt eine Lektion zum Thema „Zeitmanagement mit Kind“.

Erfreulicherweise beschäftigen sich einige Titel mit dem Vater in der häuslichen Küche. In einem Bilderbuch gönnt sich die Mutter mit dem Baby ein freies Wochenende und lässt Vater und Sohn alleine zu Haus.

Es werden auch idealisierte Bilder gezeichnet: „Papa König“ ist ein Vater, der sich lieber um sein Kind kümmert, statt Karriere zu machen. Im Emanzipationsbuch „Die dumme Augustine“ wird ein Zirkusclown mit Zahnschmerzen von seiner Frau in der Manege vertreten und erkennt prompt, dass er zukünftig Beruf und Familienarbeit teilen möchte.

Aber auch realitätsnahe Facetten finden sich. Der Vater als Begleiter bei Abenteuern und besonderen Erlebnissen, der Vater als „Problemlöser“ und Handwerker: Er bastelt einen Rahmen für das wunderschöne Bild aus dem Kindergarten, er pflanzt mit seiner Tochter einen Weidenzweig, um wieder einen neuen Baum wachsen zu lassen, er baut ein „Wunschtraum-Bett“, in dem er mit seinem Kind auf abenteuerliche Fantasierreisen geht.

Welches ist die älteste Vaterfigur, die du entdeckt hast?

Da gibt es einen armen Mann, der sein Leben als Single mehr oder weniger genießt, ein paar Kontakte zur Nachbarschaft oder zu Freunden hat und – aus heiterem Himmel – „Vater“ wird. Es ist Gevatter Gepetto, erfunden im Jahre 1881 vom Italiener Carlo Collodi.

Vielleicht erinnerst du dich: Aus einem Stück Holz geschnitzt, erwacht plötzlich Pinocchio zum Leben, ein Klassiker der Weltliteratur. Bei jeder Lüge wird seine Nase ein Stück länger. Der unfreiwillige Vater Gepetto sorgt gut für den frechen Bengel, kauft ihm von seinem letzten Rock eine Fibel, die der Bub gleich ver setzt, um in ein Puppentheater gehen zu können.

Andere „zufällige späte“ Vaterfiguren folgten diesem Muster: Michael Ende erfand vor über vierzig Jahren „Lukas, der Lokomotivführer“, der mit dem farbigen „Findelkind“ Jim Knopf aufbricht, um Abenteuer zu bestehen. Heute würde man von einer Auslandsadoption sprechen und Lukas übernimmt die Aufgaben eines Pflegevaters.

Seit 1981 gibt es den Tischlermeister Eder, bei dem das Pumuckl am Leimtopf hängen blieb und mit seiner „Dichtkunst“ und seinem Schabernack den alten Tischlermeister manchmal zur Verzweiflung trieb. Wohl alle kleinen Kinder kennen von den Hörspielen sein „Hurra, hurra, der Pumuckl ist wieder da ...“

In jüngerer Zeit wurden zwei ältere Väter bekannt, einmal der schüchterne, etwas unbeholfene Buchhalter Herr Taschenbier, dem eines Tages das Sams über den Weg läuft. Dieses freche, vorlaute, ungehörige Kind macht aus dem Drückeberger und Warmduscher einen anderen Menschen. Ebenso ergeht es Pettersson, diesem alten, einsamen Bauern, der

von seiner Nachbarin einen kleinen Kater geschenkt bekommt.

Diese fantastischen Wimmel-Bilderbücher vom kindähnlichen Findus und seinem unfreiwillige Ersatz-Vater sind beliebt bei kleinen Kindern und

Und der vielfach zitierte „abwesende“ Vater?

Interessant erscheint mir, dass im Jugendbuchbereich oft das Thema „Die Suche nach meinem Vater“ auftaucht und Kinder sich auf die Spuren

Die „Papa-Liste“

Die Leseempfehlungsliste für Väter und Großväter wird erarbeitet von einem literarische Kompetenz-Team, das aus einer Buchhändlerin, zwei Diplom-Bibliothekarinnen, zwei „sozialen“ Müttern von Pflege- bzw. Adoptivkinder und einem „Hausmann, Autor und Familienbildner“ besteht. Gemeinsam verbindet sie die Liebe zum Kinder- und Jugendbuch, sei es beruflich oder aus persönlichem Interesse.

Jedes Buch wird von mindestens zwei Personen gelesen. Auch die Kinder (zwischen 3 und 16 Jahre alt) der Teammitglieder testen die Titel oder es gibt Probelesungen in Familienbildungsstätten oder bei Klassenfahrten. Ausdrücklich erwünscht sind Hinweise auf geeignete Bücher, da die Liste ständig ergänzt und aktualisiert wird.

Die zurzeit 62 Seiten mit Kurzbeschreibungen von ca. 250 ausschließlich lieferbaren Titeln kosten inkl. Versandkosten 3 Euro, die aktuelle Version kann aber auch per E-Mail gegen 2 Euro in Briefmarken versandt werden.

Die Wander-Buch-Ausstellung

Die „Papa-Bücher“ können auch ganz oder teilweise ausgeliehen werden. Die ca. 200 Bücher und ca. 30 Nicht-Buch-Medien wie MCs, CDs und CD-ROMs eignen sich als Wanderausstellung für Tagungen, Seminare und Kongresse, wenn es um das Thema „Vaterschaft“ geht. Es hat sich als sinnvoll erwiesen, wenn die Buchausstellung mindestens 14 Tage in einer Einrichtung gezeigt wird. Die Kosten betragen pro Woche 100 Euro plus Versandkosten. Je nach Veranstaltungsart und Zielgruppe kann ein Begleitprogramm angeboten werden: Bilderbuch-Kino, kreative Mitmach-Aktionen, Referat oder Lesung aus den Papa-Büchern. Konditionen auf Anfrage.

Kontakt:

Christian Meyn-Schwarze, Gerresheimer Straße 63, 40721 Hilden,
Fon/Fax: 02103 / 3 16 07, E-Mail: meynschwarze@compuserve.de

großen Vorlesern. Der skurrile Bauer steht für einen der neuen Großväter oder älteren Väter, die durch ein Kind neuen Lebensmut bekommen und alte Träume lebendig werden lassen. Zelten gehen und Fische fangen – hier sind wieder die vatertypischen Abenteuer und gemeinsamen Erlebnisse skizziert.

ihrer verschwundenen Vater begehen. Oder sie wollen ihren Vater verbessern, der durch Arbeitslosigkeit oder Drogen „auf die schiefe Bahn geraten ist“.

Zwei weitere Väter mit ganz besonderen Kindern möchte ich noch erwähnen, weil in diesen Büchern die Kinder aus der Abwesenheit der

Eltern eine besondere Qualität erfahren und „starke Kinder“ werden.

Zunächst der Klassiker. Der Vater arbeitet als König Efraim I. Langstrumpf auf den Taka-Tuka-Inseln, die Mutter „wohnt im Himmel“, und ihre Tochter begeistert seit 1944 Generationen von Eltern und Kindern: Pippi Langstrumpf, die in einem der drei Bände von ihrem Vater auf seine Insel eingeladen wird und er ihr seinen Arbeitsplatz im Ausland zeigt.

Ein neueres Jugendbuch mit dem Titel „Winn-Dixie“ erzählt die Geschichte von einem Prediger und seiner Tochter, die in einem amerikanischen Supermarkt einen lächelnden Hund findet.

Weil ihr allein erziehender Vater viel denken und predigen muss, macht sich die Tochter mit dem Hund auf, in einer neuen Umgebung erste Freunde zu finden. Wie sie dabei zwischen vereinsamten Menschen aus drei Generationen ein soziales Netz knüpft und auch noch den „dummen Schildkrötenpanzer“ des Vaters ein bisschen knackt, das ist in diesem preisgekrönten Jugendroman faszinierend beschrieben.

Gibt es auch Bücher, in denen das Thema Trennung, Scheidung und Patchwork-Familien behandelt wird?

In den Titeln zum Thema „Trennung und Scheidung“ geht es immer um sehr harmonische Verhältnisse trotz der Trennung der Eltern. Manche Bilderbücher bieten den Eltern und den Kindern eine Hilfe zur Bewältigung der Trennungssituation mit Lösungsmöglichkeiten an. In dem Bilderbuch „Papa wohnt jetzt in der Heinrichstraße“ helfen zwei Stoffbären, die Trennung für das Kind nachzuvollziehen. Ein Bär bleibt bei der Mutter, ein Bär zieht in die neue Wohnung des Vaters ein. Das Kind hat in jeder Wohnung seine Identifikationsfigur und kann sich in jedem Kinderzim-

mer wohl fühlen.

Zunehmend geben die Verlage dem Zeitgeist entsprechend Titel heraus, die sich mit dem Thema „werdende Patchwork-Familie“ beschäftigen. Aus der Sicht der Kinder wird das Verhältnis zum leiblichen und zum sozialen Vater geschildert. In diesem Zusammenhang sehr zu empfehlen ist das Buch „Wir alle für immer zusammen.“ vom niederländischen Autor Guus Kuijer.

Wie würde ein Bilderbuch für Väter und Kinder aussehen, das du gemacht hast?

Das ist schwierig, weil ich mich in vielen Papa-Büchern wiedergefunden habe. Wenn ich die Geschichte zu einem Bilderbuch schreiben und zeichnen sollte, dann würde ich zum Titel „Wie ich Papa wurde“ eine ganz einfache Geschichte aus der Sicht eines jungen Vaters schreiben. Ohne Probleme, ohne pädagogischen Zei-

gfinder, ohne schulmeisterlichen Ansatz: Ich würde erzählen, dass meine Frau und ich uns ein Kind gewünscht haben, dass wir im Bett gekuschelt haben und dann in Mamas Bauch neun Monate ein Kind wuchs. Und dann würde ich für Kindergartenkinder in kleinkindgerechter Sprache und mit einfachen Bildern erzählen, was ich mit dem Baby so alles erlebt habe.

Außer einem Bilderbuch wünsche ich mir aber noch ein anderes Buch: Eine wissenschaftliche Auswertung meiner „Väter-Bücher“, beispielsweise eine Diplomarbeit zu Thema „Das heutige Väterbild im Bilderbuch“ oder ein Vergleich, wie sich die Veränderung der Vaterschaft in der heutigen Gesellschaft in Kinder- und Jugendbüchern widerspiegelt.

Ich danke dir für dieses e-mail-Interview!

Meine kleine „Papa-Liste“

Konstanze Hupe, Frauke Hohberger, Manfred Bofinger: Zirkus KOFFETTI" Altberliner Verlag 1994 (ab 6 Jahr e)

Kirsten Boie, Peter Knorr: Mutter, Vater, Kind, Oetinger 1994 (ab 3 Jahre)

Dagmar Geisler: „Ich trödel doch nicht“, sagt Max, Fischer Schatzinsel 2001 (ab 3 Jahr e)

Thierry Robberech, Philippe Goossens: Als Papa König war, Altberliner Verlag 2002

Otfried Preußler Herbert Lentz: Die dumme Augustine, Thienemann (ab 4 Jahr e)

Wolfram Hänel, Ursula Kirchberg: Das Weihnachtswunschtraumbett, Nord-Süd-Verlag 1999 (ab 3 Jahre)

Carlo Collodi: Pinocchio, 1881 (leider in der „Papa-Liste“ nicht aufgeführt)

Michael Ende: Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer Thienemann 1990

Ellis Kaut: Meister Eder und sein Pumuckl Band 1, Lentz

Paul Maar: Eine Woche voller Samstage, Oetinger

Sven Nordqvist: Wie Findus zu Petterson kam, Oetinger 2002 (ab 4 Jahr e)

Astrid Lindgren: Pippi in Taka-Tuka-Land, Oetinger (ab 8 Jahr e)

Kate DiCamillo: Winn-Dixie, Cecilie Dressler 2001 (ab 10 Jahre)

Nele Maar, Verena Ballhaus: Papa wohnt jetzt in der Heinrichstraße, Pro Juventute 2002 (ab 5 Jahr e)

Guus Kuijer: Wir alle für immer zusammen, Oetinger 2001 (ab 9 Jahre)

(Die Bücher sind entsprechend der Reihenfolge ihrer Nennung im Interview aufgelistet.)



Jungenarbeit

Konzepte, Ziele, Arbeitsweisen

Benedikt Sturzenhecker

Jungen als Problem

Uwe Sielert (1995, 46) formuliert, was in der Gesellschaft und in der Jugendhilfe immer deutlicher wird: „Männlichkeit ist offenbar zum sozialen Problem geworden“. Diese Deutung bezieht sich auf viele empirische Ergebnisse zu den Problemen von Jungen z. B. als Täter und Opfer von Kriminalität, bei Krankheitszahlen, Schulleistungen usw. Jungen sind auch in der Jugendhilfe im Vergleich zu Mädchen die größere Klientengruppe und es wird nötig, dass ihre Schwierigkeiten auch in Verbindung mit dem Geschlecht interpretiert werden. Jungen verursachen mit vielen Aspekten ihrer Männlichkeitspraxis soziale Probleme und haben auch selber Probleme mit ihrer Männlichkeit. So zeigt sich z. B. in statistischen Untersuchungen über Hilfen zur Erziehung, dass sich in Tagesheimgruppen doppelt so viele Jungen wie Mädchen befinden. In der Heimerziehung werden deutlich häufiger Jungen als Mädchen aufgenommen und in der sozialpädagogischen Einzelbetreuung (die sich an besonders problembelastete jungen Menschen richtet) sind mehr männliche als weibliche Jugendliche untergebracht (vgl. Blandow 1997, 67 f.). In ambulanten Betreuungsverhältnissen sind zwei Drittel der betreuten Jungen und ein Drittel Mädchen (vgl. Gebert 1997, 170). In Beratungen und Therapien nach § 28 SGB VIII befinden sich 1993 58,4% Jungen und 41,6% Mädchen (in den neuen Ländern 60,2% Jungen und 39,8 % Mädchen). Jungen überwiegen bis zum Alter von 15 Jahren in den Erziehungsberatungsstellen, ab 15 Jahren stellen Mädchen und junge Frauen den größeren Anteil der Ratsuchenden (vgl. Menne 1997, 207). Jungen sind also das häufigere Klientel der problemorientierten Felder der Jugendhilfe, aber auch in der Jugendarbeit finden sich mehr Jungen als Mädchen. Obschon sich an solchen Zahlen das „problematische“ Geschlecht erkennen lässt, werden die Probleme

in den Institutionen jedoch häufig nicht als solche der Geschlechterkonstruktionen interpretiert, sondern werden immer noch als allgemeine Problemstellungen verstanden. Es geht dann um Gewalt, Drogengebrauch, Kriminalität usw., ohne den Zusammenhang dieser Phänomene mit dem sozialen Geschlecht zu reflektieren.

Sichtweise und Ziele der Jugendhilfe für Jungenarbeit

Im Gegensatz zur problemfixierten Sichtweise richtet sich die fachlich professionelle Denkweise von Jugendhilfe gegen eine Defizitorientierung bei ihren Klienten. Jugendhilfe und Jugendarbeit nehmen die Probleme ihrer Adressaten zur Kenntnis, suchen aber in ihnen auch die Stärken und Potenziale der Jugendlichen zu entwickeln. Aus diesem Blickwinkel ergibt sich eine differenziertere Beschreibung von Jungen und ihren auch problematischen Handlungsweisen. Diese Sichtweise möchte ich an einem Beispiel aus der Offenen Jugendarbeit inhaltlich näher erläutern. Dazu wird ein Beschreibungsrastrer erstellt, das sowohl die Probleme enthält, die Jungen machen (Rubrik 1), als auch die Probleme, die sie selber damit haben (Rubrik 2), als auch die Potenziale und Chancen (Rubrik 3), die sich durchaus auch in diesen problematischen Handlungsmustern zeigen können. (Siehe die Übersicht „Probleme von Jungen im Jugendhaus“ auf der folgenden Seite.)

Aus einer sozialpädagogischen Sicht geht es darum, die Jungen und Mädchen so zu unterstützen und zu fördern, dass sie eine eigenverantwortlich und gemeinschaftsfähige Persönlichkeit entwickeln können (vgl. § 1 SGB VIII). Der Jugendarbeitssparagraph des SGB VIII, § 11 formuliert das als die Förderung von Selbstbestimmung und gesellschaftlicher Mitverantwortung. Ein zentrales Thema des „Selbst“, der eigenen Persönlichkeit und ihres selbstbestimmten,

aber auch gesellschaftlichen Handelns ist die Geschlechtsidentität einer Person. Auch hier die Entwicklung von Selbstbestimmung zu stärken, ist also Aufgabe der Sozialpädagogik und Jugendhilfe. Jugendhilfe und Pädagogik ist aufgefordert, Jungen dabei zu unterstützen, im Sinne der Entfaltung von Selbstbestimmung und Mitverantwortung Risiken der Entwicklung von Männlichkeit zu minimieren und konstruktive Potenziale und Chancen zu maximieren. Weil Jugendhilfe auf Mündigkeit setzt, also die Fähigkeit, selbstbestimmte und sozial verantwortliche Entscheidungen für die eigene Person und die eigene Biografie zu fällen, kann sie den Jungen nicht vorgeben wie sie werden oder leben sollen. Statt dessen befähigt sie, solche Entscheidungen möglichst eigenständig selber zu entwickeln. Wenn Jungenarbeit diesem Grundsatz von Jugendhilfe folgt, kann sie nicht vorgeben, wie „gute Männlichkeit“ aussehen soll und sie dürfte nicht versuchen, Jungen an solche Ideale anzupassen. Statt Jungen auf ein Leitbild auszurichten, ginge es statt dessen darum, sie zu befähigen, sich selbst für eine individuelle Geschlechtsidentität zu entscheiden. Dazu müssen die Jungen die verschiedenen Angebote von Männlichkeiten kennen und ihre Formen und Folgen für sich und andere reflektieren können. Sie müssen kritisch die „Kosten und Nutzen“ von Männlichkeitsentwürfen einschätzen lernen und daraus ihre persönlichen Konsequenzen ziehen können.

Konzepte und Ziele von Jungenarbeit

Das bisher vorgestellte Zielkonzept ergibt sich aus einem Verständnis von Jungenarbeit als Jugendhilfe/Sozialpädagogik. Außer dieser Position gibt es aber noch andere theoretische Konzepte von Jungenarbeit in der deutschen Diskussion, die dann auch zu unterschiedlichen Zielformulieren kommen.

Probleme von Jungen im Jugendhaus

die sie machen	die sie haben	Potenziale/Chancen
Raumdominanz	Stress des Behauptungskampfes in der Öffentlichkeit – Hierarchiedurchsetzung und Unterlegenheit	sich Räume aktiv aneignen
Geräte-/Technik-Dominanz	Leistungszwang (Spiel- und Technik-Kompetenz), Behauptungsstress	Medien-Technik-Kompetenz, Technik-Aneignung
Männliche Clique	Machtkämpfe, Anpassungsdruck an Männlichkeitsnorm (cool, hart, unabhängig usw.), Abwertung des Gegenübers (Mädchen), Einsamkeit	Gemeinschaft, Orientierung, Solidarität
Sexualisierung	irreal überfordernde Normen (sexueller Leistungsstress)	Potenz realisieren
(sexuelle) Anmache und Gewalt gegen Mädchen	Hilflosigkeit und Unwissen über positive Annäherung, Verlust von Zuneigung, Unwissenheit, wie positive Kontaktaufnahme sein kann, für sich selbst, für das Gegenüber und für die Männlichkeitsnormen der männlichen Clique	aktive Kontaktgestaltung, Risikobereitschaft
Gewalt untereinander	Körperliche Verletzung, Zwang zu Panzerung und Härte, Zwang zur Kontrolle der Gefühle, Verbot von Verletzlichkeit, Angst	„starkes“ Körper-/Selbstgefühl, Verteidigung
Mangelndes Mitgefühl und soziale Verantwortung	Mangelndes Selbstgefühl und Misslingen von förderlichen Beziehungen	(männliche Funktionalität)
Mangelnde Sorge – Selbstständigkeit	Allein hilflos, mangelnde soziale Eingebundenheit und Unterstützung, Ruinierung der Gesundheit	

Das Feld der theoretischen Konzeptionen von Jungenarbeit (vgl. auch Sturzenhecker 1996) lässt sich auf einem Spektrum von „links“ bis „rechts“ beschreiben. Auf der linken Seite des Spektrums können die Ansätze angesiedelt werden, die als Basistheorie einem machtkritischen Konstruktivismus zuneigen. Diese Positionen beziehen sich häufig auf die Geschlechtertheorie von Robert

W. Connell (z. B. 1999). Connell geht von verschiedenen Männlichkeiten aus, die sowohl historisch nacheinander als auch gesellschaftlich nebeneinander bestehen und sich weiterentwickelt. Diese verschiedenen Formen von Männlichkeiten sind hierarchisch untereinander gegliedert mit einem jeweils historisch dominierenden Modell an der Spitze. Auch wenn damit Macht- und Herrschaftsverhält-

nisse zwischen Männern thematisiert werden, wird doch die Gemeinsamkeit in diesen Männlichkeiten in einer strukturellen Unterdrückung von Frauen erkannt. Auch unterlegene Männlichkeiten partizipieren an einer solchen patriarchalen Dividende.“ Die Kritik männlicher Macht bleibt also zentral für diesen Ansatz. Jungenarbeits-Konzepte, die sich an dieser Position orientieren, unterscheiden sich darin, dass einige stärker die Patriarchatskritik betonen, wie z. B. der „antisexistische Ansatz“ der Heimvolkshochschule Frille. Andere Konzeptionen betonen stärker den konstruktivistischen Anteil dieser Position und der damit verbundenen Vielfalt von potenziellen Männlichkeiten.

Stärker zum Zentrum des konstruierten Spektrums bewegen sich „sozialpsychologische Ansätze“, die Männlichkeit besonders verstehen im Blick auf die individuelle Entwicklung von Geschlechtsidentität. Diese Theorien beziehen sich auf psychologische und soziologische Theorien von Geschlechtssituation und gesellschaftlicher Modernisierung. Bekannteste Vertreter dieser Position sind Böhnisch/Winter (1993). Hierbei wird einerseits zurückgegriffen auf die psychologische Theorie zur Geschlechtssozialisation von Jungen, die bestimmt sei durch die „fehlenden Väter“ und der damit fehlenden gleichgeschlechtlichen Identifikation, so dass Identität von Jungen sich definiert durch negative Abgrenzung von Frauen (die sie im Wesentlichen in ihrer frühen Sozialisation in der Familie und in den pädagogischen Institutionen als Beziehungspartnerinnen vorfinden). Das führt zu dem Autonomiedilemma (Gruen): Jungen und Männer müssen Anteile ihrer Persönlichkeit, die sie als weiblich definieren, ausgrenzen, um autonom zu sein und müssen damit einen wichtigen Teil menschlicher Persönlichkeit negieren. Diese Identitätsprobleme werden verschärft durch die von Individualisierung und Pluralisierung

hervorgehobene Infragestellung traditioneller Männerbilder. In der Enttraditionalisierung werden zwar auch Chancen entdeckt, aber gleichzeitig entsteht damit das Problem, dass jeder Junge und Mann seine Geschlechtsidentität individuell bewältigen muss und damit leicht unter Desorientierung und Unsicherheit leiden kann.

In Richtung der „rechten Seite“ des modellierten Spektrums finden sich Konzepte, die von historisch invarianten essenziellen Elementen von Männlichkeit ausgehen. Noch relativ nahe an den sozialpsychologischen Theorien der Mittelposition befindet sich Uwe Sielert (Sielert 1989) mit der auf Jung zurückgehenden Archetypen-Theorie, nach der in jedem Menschen sowohl weibliche als auch männliche Grundmuster zu finden seien und als Entwicklungsziel in eine Androgynität (d. h. eine Integration der „starken“ weiblichen und männlichen Anteile in einer Person) münden sollen. Obschon Sielert selber sich auch in den vergangenen Jahren auf die Theorie von Connell bezieht (und aktuell eine völlig überarbeitete Version seines „Klassikers“ vorgelegt hat, in der auch das Androgynitäts-Konzept revidiert wird; vgl. Sielert 2002), ist dieser Ansatz doch unter Interessenten an Jungenarbeit weiterhin verbreitet und attraktiv.

Auf der rechten Seite des Spektrums findet sich ein biologischer Ansatz, der sich selber als „mythopoetisch“ bezeichnet (Haindorff 1997). Diese Position geht (mit teilweise sehr eklektizistischer Theorieauswahl) von biogenetischen Unterschieden der Geschlechter aus. Danach gibt es ein verschiedenes Wesen von Mann und Frau, das in seinen körperlich-biologischen Grundelementen in der gesamten Menschheitsgeschichte festliegt und auch heute noch Grundaspekte männlichen und weiblichen Charakters bestimmt. Diese Essenzen des männlichen Wesens werden in mythischen Erzählungen und Figuren transportiert. Der Jäger und Versorger, der

Held und Krieger/Ritter sind Formulierungen solcher Mythen. Sie werden zusammen gefasst in dem Bild vom „wildem Mann“.

Die Ziele der unterschiedlichen Konzeptionen sollen im Folgenden kurz zusammen gefasst werden. Die patriarchatskritische konstruktivistische Jungenarbeit zielt auf eine Demokratisierung der Geschlechterverhältnisse, als den Abbau von Unterdrückung von Frauen, hierarchiefreier Beziehungen unter Männern sowie ein erweitertes Handlungs- und Verhaltensrepertoire jeden einzelnen Mannes (vgl. Wegner 1995, S. 169). Unter Geschlechtergerechtigkeit wird auch eine gesellschaftliche Situation verstanden, in der Männer und Frauen gleich sind (im Sinne von gleichberechtigt) und in der doch Differenz der Individuen und der unterschiedlichsten geschlechtlichen Identitätsweisen möglich sein soll. Diese Konzepte beziehen sich damit nicht nur auf die Geschlechterdifferenz, sondern auch die Differenzen von heterogenen sozialen Milieus und kulturell-ethnischen Kontexten. Die eher dem konstruktivistischen Anteil dieser Position zuneigenden Konzepte, die die sozialhistorische Konstruiertheit und aktuelle Vielfältigkeit von Männlichkeiten betonen, zielen besonders auf eine Reflexivität, mittels derer Jungen besser erkennen und verstehen sollen, wie sie selber aktiv und passiv zum Mann gemacht werden oder sich als solcher gestalten. Sie sollen dann die Chancen und Risiken ihrer Männlichkeitsentwürfe reflektieren und auf dieser Basis eine autonomere Geschlechtsidentität entwickeln (vgl. Sturzenhecker 1995).

Der sozialpsychologisch orientierte Ansatz einer kritisch identitätsorientierten Jungenarbeit bestimmt als Ziel: Jungenarbeit zielt darauf ab, Jungen und männliche Jugendliche zur Aneignung und Befähigung ihres eigenen Jungen- und Mannseins im Sinne erweiterter Handlungskompetenz zu befähigen. „Erweiterte Hand-

lungskompetenz meint dabei die Fähigkeit, sozialreflexiv, aktiv und gestaltend mit der eigenen Geschlechtlichkeit umzugehen.“ (Winter 1997, 150) In neueren Publikationen entwirft Winter als Zielmodell von Jungenarbeit eine „balancierte Männlichkeit“ (vgl. Winter 1999/2001). Dabei geht es darum, in einer männlichen Geschlechtsidentität unterschiedliche Anforderungen auszubalancieren, abzuwägen und Gewichte zu verteilen. Solche Ballancierung findet etwa statt zwischen den Polen von Konzentration und Integration, Aktivität und Reflexivität, Präsentation und Selbstbezug, kulturelle Lösung und kultureller Bindung, Leistung und Entspannung, heterosozialer Bindung und homosozialer Bindung, Konflikt und Schutz, Stärke und Begrenztheit.

In einer androgynistisch orientierten Jungenarbeit ginge es darum, dass Jungen Erfahrungen mit der „fehlenden weiblichen Seite“ machen können und diesen Gegenpol des Weiblichen in ihre Identität integrieren könnten. Damit sollten sie auch üben, sich von tradierten Rollenschilderungen traditioneller Männlichkeit zu emanzipieren.

Das Ziel des mythopoetischen Ansatzes ist eine Rückgewinnung vitaler Männerenergie als eine Autonomie von der Frau und ein Durchdringen zur eigenständigen männlichen Energie. Das soll durch „Initiation“ geschehen. Der kindliche Junge soll mit solchen Ritualen aus der Abhängigkeit von Mutter und Frau gelöst werden und in die erwachsene Männlichkeit und Männergruppe aufgenommen werden. Ziel ist damit das Paradox einer Befreiung zu den ohnehin biogenetisch festgelegten Elementen des männlichen Charakters.

Methodische Arbeitsprinzipien von Jungenarbeit

Die im Folgenden aufgezeigten Arbeitsprinzipien sind den theoretischen Ansätzen von Jungenarbeit in

Deutschland im Wesentlichen gemein (für eine ausführliche Zusammenfassung vgl. Sturzenhecker 2002).

Es werden drei Prinzipien von Jungenarbeit unterschieden: „unter uns“, „für uns“ und „über uns“.

„Unter uns“

Das Prinzip „unter uns“ bedeutet, dass Jungenarbeit in geschlechtshomogener Arbeitsweise stattfindet.

Geschlechtshomogenität ist allerdings kein Wert an sich, sondern eine

sche Aspekte männlicher Rollen gerade durch die Wirkung geschlechtshomogener Gruppen transportiert.

Wenn Jungenarbeit eine menschlich-männliche Sozialisation fördern will, muss also die äußere Form „Geschlechtshomogenität“ eine spezifische innere Qualität erhalten. Nur wenn in der männlichen Gruppe eine neue Qualität von männlicher selbstkritischer Solidarität, Stärkung und gleichzeitiger Hinterfragung vorherrschender Männlichkeit sich entwickelt, kann das Ziel der bewussten selbständigen Entwicklung von

den Jungen abgewehrt werden. Das gilt z. B. für Probleme von Sexualität, männlicher Angst und Unsicherheit und von Gewalt (besonders solche gegen Mädchen und Frauen). Die Jungen geraten bei Anwesenheit von Mädchen und Frauen einerseits in einen Selbstdarstellungsdruck, in dem sie sich vor den Frauen präsentieren und darstellen müssen, andererseits geraten sie unter einen Rechtfertigungsdruck, indem sie versuchen, ihr männliches Handeln zu verteidigen. In der geschlechtshomogenen Jungengruppe fehlt dieses Erschwernis.



methodische Form, mit der unterschiedliche Ergebnisse erzielt werden können. In vielen Gesellschaften spielen geschlechtshomogene Gruppen von Männern und Frauen eine gewichtige Rolle in der Sozialisation und Gesellschaft. Dabei werden und wurden auch besonders problemati-

Geschlechtsidentität gefördert werden.

Die Geschlechtshomogenität empfiehlt sich, weil viele Problemthemen von Jungen in koedukativen Gruppen unter Anwesenheit der Mädchen nur verzerrt besprochen werden können, wenn sie nicht überhaupt von

Die Geschlechtshomogenität ermöglicht ihnen auch, sonst von Mädchen „besetzte“ Rolle und Handlungsweisen für sich zu erproben, ohne sofort der Beurteilung durch Mädchen ausgesetzt zu sein. So z. B. übernehmen in einer koedukativen Gruppe Mädchen häufig die Rolle, sich um

Emotionen, soziales Miteinander, Gemütlichkeit und Haushalt zu kümmern. In einer geschlechtshomogenen Jungengruppe müssen solche Rollen dann von den Jungen selber übernommen werden. Nur wenn solche Handlungsmöglichkeiten „freistehen“, können sie auch von den Jungen erprobt und eingeübt werden. Dabei geht es vor allen Dingen um Fähigkeiten der „Sorgeselbständigkeit“, also um die Fähigkeit, sich ohne Abhängigkeit (von Frauen) emotional, sozial, gesundheitlich und haushaltlich selber zu versorgen. Jungenarbeit übt solche Selbstverantwortung mit Jungen ein.

Die Jungengruppe ist auch ein Versuch, veränderte Männlichkeit von Männern zu erlernen. Die männliche Sozialisation findet vor allen Dingen in jungen Jahren im wesentlichen ohne Männer, d. h. besonders ohne Väter, statt. Die Jungen werden von Frauen erzogen und männlich zu werden verlangt von ihnen, eine eigene Geschlechtsidentität zu entwickeln, die sich von weiblichen Identitätsweisen abgrenzt. Da aber reale Männer kaum zur Verfügung stehen, müssen sich die Jungen ihre Männlichkeitsbilder aus Mythen und Medien zusammensuchen. In der Jungenarbeit dagegen benötigen sie reale erwachsene Männer, die bereit sind, eine persönliche Beziehung zu den Jungen aufzunehmen und sich als Mann mit seinen männlichen Schwächen und Stärken, Problemen und Kompetenzen in diese Beziehung einzubringen. Die Arbeitsweise Geschlechtshomogenität ergibt sich also auch, um diese sozialisatorische Beziehung zwischen erwachsenen Männern und Jungen möglich zu machen. Die Geschlechtshomogenität bezieht sich zunächst auf das Verhältnis von Pädagogen zu einzelnen Jungen. Wichtiger Ausgangspunkt für die Jungenarbeit ist es, auch einzelne Jungen bewusst wahrzunehmen und für den Einzelnen zu erkennen, was man ihm in einer persönlichen Beziehung anbieten kann.

Die „vatersuchenden“ Jungen benötigen auch diesen exklusiven Aspekt von Beziehungen. Diese Bedürfnisse lassen sich nicht so ohne weiteres mit einer Gruppe abzuspeisen, in der der Pädagoge sich „irgendwie allen gleich widmet“.

Nach meiner Erfahrung erschrecken männliche Pädagogen häufig vor beidem zurück: sie fürchten sich vor der Intensität einer pädagogischen Einzelbeziehung zu einem Jungen ebenso wie vor Jungengruppen. Dabei projizieren sie ihre Abwehr solcher Arbeitsweisen häufig auf die Jungen und behaupten, diese würden geschlechtshomogene Gruppen ablehnen. In vielen praktischen Versuchen stellt sich jedoch heraus, dass dieses nicht der Fall ist. Jungen sind sehr wohl bereit, in geschlechtshomogenen Gruppen zu arbeiten (die sie ja häufig aus ihrer Sozialisation kennen oder haben). Als Arbeitsprinzip der geschlechtshomogenen Gruppenarbeit gilt jedoch, immer genau zu beobachten, in welcher Weise typische Normen männlicher Gruppen hier den Zielen von Jungenarbeit entgegenkommen oder sie eher verhindern. Positive Seiten der männlichen Gruppe (wie gegenseitige Unterstützung, Zusammenhalt, sich gemeinsam Spaß machen usw.) können aufgenommen werden. Problematische Aspekte (rigide Normendurchsetzung, kollektive Frauenfeindlichkeit, Hierarchie und Machtspiele usw.) müssen kritisch aufgenommen und gewandelt werden.

„Für uns“

„Für uns“ bedeutet, dass Jungen in der Jungenarbeit zunächst im ganz eigenen Interesse menschliche und männliche Stärken entwickeln und zerstörerische und riskante Anteile vorherrschender Männlichkeit verändern sollen. Jungenarbeit vermittelt also Jungen zunächst nicht, dass sie sich für andere verändern sollen, sondern sie will ihnen zeigen, dass Selbstreflexion und eine eigenständi-

ge Entwicklung von Männlichkeit in ihrem eigenen Interesse liegen. Sie müssen erfahren, dass Jungenarbeit ihnen etwas bringt und sie nicht nur negativ runtermachen und ummodellieren will. Das darf aber nicht als „Hurra-Pädagogik“ missverstanden werden, in der naiv-fröhlich die Stärken von Männlichkeit hochgelobt würden und die negativen Seiten ausgeblendet. Statt dessen hat Jungenarbeit auch einen „melancholischen Charakter“. In ihr geht es auch um Hinterfragung, um Zweifel, um Trauer, um Entwicklung von Verantwortung, Aushalten von Widersprüchen und Unsicherheiten. Solche Gefühle und Handlungen werden in vorherrschender Männlichkeit häufig abgewehrt und verhindert. Sie gehören allerdings zum Mensch-Sein. Jungen erfahren es deshalb in der Jungenarbeit oft befreiend, wenn sie einen sozialen Ort erhalten, an dem auch solche Gefühle und Handlungsweisen möglich sind. Jungenarbeit zielt letztlich auf die Ermöglichung gerechter Geschlechterverhältnisse.

„Über uns“

„Über uns“ bedeutet, dass sich die Themen der Jungenarbeit aus der Problemperspektive der betroffenen Jungen stellen und dass selbstreflexiv die eigene Entwicklung von Identität unterstützt werden soll Reflexion und Ausprobieren einer veränderten Männlichkeit können nur greifen, wenn sie zu Themen stattfinden, die für die Jungen selber Relevanz haben. Pädagogisch muß also reflektiert und geplant werden, welche Themen der Jungen aufgegriffen werden. Dabei können durchaus Fragestellungen gewählt werden, die die Jungen nicht selber ohne weiteres stellen würden. Der Bezug solcher Probleme zur Lebenswirklichkeit der Jungen muß aber für sie im Laufe der methodischen Bearbeitung deutlich herstellbar sein. Reinhard Winter (1997, S. 156) bezeichnet dieses Prinzip als die Ermöglichung von Selbstbezügen der Jungen zu sich. „Formen

des Herstellens (oder auch „Gestattens“) von Selbstbezug können beispielsweise sein, ein „Sich-auf-sich-Besinnen“ zu ermöglichen (z.B. durch autogenes Training; Körperarbeit; Vereinzeln in Gruppen; Selbstmassage); sich selbst zu thematisieren (z. B. über mediale Arbeitsformen: Video, Fotografie); etwas alleine zu machen (einen Tag alleine wandern; in der Erlebnispädagogik: „solo“). Erst im nächsten Schritt können Selbstbezüge durch Begegnungen mit dem anderen Jungen entstehen, in der Beziehung, der Auseinandersetzung mit dem „Du“ und im Spiegeln im Gegenüber (z.B. sich gegenseitig fotografieren oder schminken). In bezug auf (wenige) mehrere Jungen schließlich entsteht als dritter Schritt der Bezug auf ein allgemeineres Mann-Sein im Selbst.“

Arbeitsprinzipien

Beziehungsgestaltung und Selbstreflexion des Jungenarbeiters

Zentrales Arbeitsprinzip ist die Beziehungsgestaltung zwischen Jungenarbeiter und Jungen: „Wichtigstes Werkzeug von Jungenarbeit ist der Pädagoge selbst“ (Wegner 1995, 169). Die Wichtigkeit der Beziehungsarbeit als Arbeitsprinzip in der Jungenpädagogik ergibt sich auch aus der Suche der Jungen nach „Vater-Figuren“ und aus dem Bedürfnis nach Orientierung und Auseinandersetzung mit erwachsenen Männern, die sich den Fragen und Problemen der Jungen stellen und bereit sind, Beziehung zu ihnen aufzunehmen (vgl. Sturzenhecker 2000). Eine solche Beziehungsarbeit zum Thema Entwicklung von Männlichkeit macht eine Selbstreflexion des Jungenarbeiters zu diesem Thema zentral. Diese selbstkritische Reflexion und Entwicklung eigener Männlichkeit wird deshalb in allen Ansätzen von Jungenarbeit für besonders wichtig gehalten. Solche selbstreflexiven Fragestellungen lauten dann z. B.: „Wo stehe ich einer demokratischen Veränderung der Geschlechterverhältnis-

se im Wege? Und warum? Welchen Gewinn bringen mir die momentanen Verhältnisse? Und welchen Preis zahle ich (gern) dafür? Wie kann ich meine Wahrnehmung der – oft verdeckten – Gewaltverhältnisse sensibilisieren? Kurz gesagt: Was ist mein derzeitiger Standpunkt, will ich etwas daran verändern? Und wenn ja, was und mit welchen Zielen und Interessen?“ (Wegner 1995, 169) Für wichtig gehalten wird auch eine selbstreflexive Rückerinnerung an eigene Sozialisationserfahrungen. Um die aktuellen Entwicklungsprobleme der Jungen zu verstehen ist es hilfreich, die eigenen Sozialisationserfahrungen und Erinnerungen kritisch zu rekonstruieren. Damit soll sowohl für die Person des Jungenarbeiters als auch für die Jungen Veränderungen und Öffnungen ermöglicht werden.

Die Jungen verstehen

Ein fachliches, multiperspektivisches Fallverstehen ist allgemein Regel von Professionalität in der Jugendhilfe und sozialen Arbeit. Für Jungenarbeit ist sie um so wichtiger, weil Jungen häufig durch Vorannahmen stigmatisiert werden: Es ist dann bereits zu Beginn der Arbeit klar, dass sie problematisch sind und geändert werden müssen. Eine Jungenarbeit, die Mündigkeit als Ziel setzt, kann so nicht vorgehen. Statt dessen versucht sie ein Verstehen der Jungen in Bezug auf ihre Lebenssituation und Handlungsweisen, Stärken und Probleme unter dem Blickwinkel eines kritischen Verständnisses von Männlichkeit, männlicher Situation und den Geschlechterverhältnissen in der Gesellschaft. Dieses Verstehen ist immer zu beziehen auf eine konkrete Zielgruppe (und die für sie gegebenen institutionellen, sozialräumlichen, regionalen, lokalen, milieuspezifischen, ethnischen und sonstigen Bedingungen). Theoretische allgemeine Analysen müssen jeweils herunterbuchstabiert werden für die konkrete praktische Situation und die männlichen Beteiligten. Wer unter-

schiedliche Möglichkeiten der Selbstgestaltung von Männlichkeit fordern will, muss also auch die Unterschiedlichkeit der einzelnen individuellen Jungen und ihrer Gruppen akzeptieren und verstehen lernen. Es geht darum, Jungen zu verstehen als aktiv Handelnde, deren Handeln (auch wenn es abweichend ist), einen „Sinn“ für sie hat. Ein solches Verstehen geschieht nicht isoliert in pädagogischer Reflexion, sondern als ein „dialogisches Deuten“ mit den Jungen selbst. In dem der Jungenarbeiter zu verstehen sucht, wie der Junge versucht ein Mann zu werden und dieses Verstehen aber mit seinem Gegenüber teilt, kann auch der Junge sich distanzierter betrachten, Männlichkeitsweisen reflektieren und möglicherweise Freiraum für eigenständige Entscheidungen und Entwicklungswege finden.

Alternativen zu vorherrschenden Männlichkeiten suchen und erproben

Die Kritik an vorherrschenden Geschlechterverhältnissen und Männlichkeiten soll durch den Entwurf und die Erfahrung von alternativen Handlungsmöglichkeiten beantwortet werden. Methodisch hat diese Entwicklung von Alternativen verschiedene Elemente. Reinhard Winter (1997) schlägt vor, bei den Jungen mit einer „Suche nach Ausnahmen“ zu beginnen, d. h. bei ihnen zu entdecken und zu unterstützen, was nicht den vorherrschenden Männlichkeitsnormen und Handlungsweisen entspricht. Es geht ihm darum, eine Vielfalt von Männlichkeiten zu eröffnen und diese Möglichkeiten eines anderen Mannseins schon in sonst unauffälligen Handlungsweisen der Jungen zu entdecken. „Die ‚Suche nach Ausnahmen‘ hilft dabei, in den Jungen das positive Potential zu sehen. Dieses Potential zeigt sich in Ausnahmen von der männlichkeitsorientierten Normalität. Mit ‚Ausnahmen‘ ist also das ‚Andere‘ im Verhalten einzelner Jungen gemeint: Auch wenn sie sich oft männlichkeitsorien-

tiert verhalten – manchmal tun sie es nicht. Ebenso beziehen sich Ausnahmen auf das Andere, den Anderen unter den Jungen: solche, die es sich herausnehmen (können), sich abzusetzen, sich anders zu verhalten als dies Männlichkeiten vorsehen. (...) Diese Perspektive verändert die Fixierungen auf Männlichkeiten.” (Winter 1997, 156)

Eine wichtige Handlungsalternative liegt in der der Erprobung von „Sorgeselbstständigkeit“. Sorgeselbstständigkeit bedeutet die Fähigkeit zur eigenständigen materiellen und sozial-emotionalen Reproduktion. Jungen sollen das einüben, was sie oft sonst nicht können: den Haushalt führen mit Kochen, Waschen, Einkaufen, Putzen usw.; auf ihre Gesundheit achten; Freunde finden; Freizeit mit anderen gestalten; Beziehungen zu Frauen und Männern aufbauen und halten; mit eigenen Gefühlen umgehen können, besonders mit negativen wie Angst, Depression, Einsamkeit usw. In der Jungenarbeit geht es immer wieder darum, dass diese Fähigkeiten nicht an Frauen delegiert werden, sondern von den Jungen selber eingeübt werden. Sich selber einen eigenen Raum gemütlich einzurichten, ein gutes gesundes Essen kochen zu können und es gemütlich gemeinsam zu verzehren, kulturiert mit Drogen umzugehen, sich um Gefühle zu kümmern, sich zu unterstützen und zu trösten, gegenseitige Offenheit zu ermöglichen usw. wird in der Jungenarbeit geübt.

Jungenarbeit versucht auch, Alternativen männlicher Körpererfahrung zu vermitteln. Männlichkeit ist auch im Körper eingeschrieben und wird körperlich hergestellt. Deshalb sind die Entdeckungsreise zum eigenen Körper und das Finden noch nicht bekannter Bewegungs- und Erlebensweisen ein wichtiger Schwerpunkt der Jungenarbeit. Massagen, Meditationen, Phantasie Reisen werden hier häufig verwendet. Es geht darum, auch andere Erfahrungen zu

ermöglichen als den gepanzerten, harten, leistungspotenten traditionellen Männerkörper. Gerade wegen der Bedeutung der Alternativen körperlicher Erlebensweisen (z. B. auch in der Sexualität) bin ich skeptisch gegen Jungenarbeit, die sich vorrangig auf Männersport, Erlebnisaktion und Survival konzentriert. Hier fürchte ich, dass zu sehr tradierte Männlichkeiten nur wieder transportiert werden. Solche körperlichen Aktivitäten machen Jungen sicherlich Spaß und im Sinne des Ansatzes bei ihren Interessen und Aktivitäten

müßten sie auch aufgenommen werden. Dennoch geht es immer darum, auch etwas zu erfinden, wie diesen tradierten Körperweisen alternative Erfahrungen gegenübergestellt werden können.

Jungenarbeit ist notwendig

Der medial-gesellschaftliche Skandal-Diskurs hat die Jungen entdeckt. Man stigmatisiert sie mal als Opfer, die gesundheitsgefährdet, leistungsschwach und sozial-emotional unterentwickelt von den Mädchen überholt würden,



mal als Täter, die gewalttätig, asozial, und machomäßig ein riesiges soziales Problem seien.

Jungenarbeit mit solchen Argumenten zu fordern, verbietet sich, wenn man sozialpädagogisch denkt (s.o.). Allerdings kann man in der Praxis erkennen, dass Jungen selber ihre „Not“ ausdrücken, ihren Bedarf nach Jungenarbeit zeigen. Sie suchen erwachsene Männer, die ihnen ein anerkennendes und konstruktives Gegenüber sind; sie suchen nach Möglichkeiten Mann zu werden, ohne sich und andere zu schädigen; sie suchen nach Wegen ihre Stärken und Potentiale für sich und andere nützlich zu entwickeln und einzubringen; sie suchen nach Selbstbestimmung und Respekt; sie suchen nach Möglichkeiten, die widersprüchlichen Erwartungen an Männlichkeit zu bewältigen; sie suchen nach Spaß und Abenteuer jetzt und nach biografischen Perspektiven.

Jungenarbeit ist notwendig, sie hat die Aufgabe solche „Not“ der Jungen wenden zu helfen. Sie stellt sich auf die Seite der Jungen und arbeitet zunächst an den Problemen, die Jungen haben und erst dann an denen, die sie machen. Jungenarbeit handelt im Interesse der positiven Selbst-Entwicklung der Jungen (wie es das SGBVIII vorsieht), sie geht auf ihre spezifischen Lebenslagen ein und unterstützt sie bei der Entwicklung einer selbstbestimmten und mitverantwortlichen Geschlechtsidentität.

Literatur

Brenner, G.: Jugendliche aus Migrantenfamilien und die Jugendarbeit. in: deutsche jugend, Heft 6, 2001, S. 251-261

Blandow, J. (1997): Hilfen zur Erziehung außerhalb des Elternhauses. Stationäre Erziehungshilfen auf dem statistischen Prüfstand. In: Rauschenbach, Th. / Schilling, M. (Hg.): Die Kinder- und Jugendhilfe und ihre Statistik. Band 2: Analysen, Befunde und Perspektiven. Neuwied, Kriftel,

Berlin, S. 15-86

Böhnisch, L. / Winter, R. (1993): Männliche Sozialisation. Bewältigungsprobleme männlicher Geschlechtsidentität im Lebenslauf. Weinheim, München

Connell, R. W. (1999): Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. Opladen

Gebert, A. (1997): Ambulante Betreuung junger Menschen – Hilfen mit wachsender Bedeutung? In: Rauschenbach, Th./Schilling, M. (Hg.): Die Kinder- und Jugendhilfe und ihre Statistik. Band 2: Analysen, Befunde und Perspektiven. Neuwied, Kriftel, Berlin, S. 149-182

Gruen, A. Der Verrat am Selbst. Die Angst vor Autonomie bei Mann und Frau. München 1986

Haindorff, G. (1997): Auf der Suche nach dem Feuervogel. Junge Männer zwischen Aggression, Eros und Autorität. In: Möller, K. (Hg.): Nur Macher und Macho?. Weinheim, München, S. 109-146

Menne, K. (1997): Institutionelle Beratung. Möglichkeiten und Grenzen ihrer quantitativen Erfassung. In: Rauschenbach, Th./Schilling, M. (Hg.): Die Kinder- und Jugendhilfe und ihre Statistik. Band 2: Analysen, Befunde und Perspektiven. Neuwied, Kriftel, Berlin, S. 201-264

Sielert, U. (2002): Jungenarbeit. Praxishandbuch für die Jugendarbeit (Teil 2). 2. völlig überarbeitete Auflage

Sturzenhecker B. (1995): Jungenarbeit ist machbar! Anregungen für die Praxis in der Jungenarbeit. In: Kind, Jugend und Gesellschaft, Heft 2, S. 53-64

Sturzenhecker B. (Hg.): Leitbild Männlichkeit – Was braucht die Jungenarbeit? Münster 1996

Sturzenhecker B.: Arbeitsprinzipien aus der Jungenarbeit Teil I in: Unsere Jugend, Heft 1/2000 (S. 26-38); Teil II, in: Heft 2/2000 (S. 85-94)

Sturzenhecker B.: Arbeitsprinzipien in der Jungenarbeit. in: Sturzenhecker B. / Winter, R.: Praxis der Jungenarbeit. Modelle, Methoden und Erfahrungen aus pädagogischen Arbeitsfeldern. Weinheim/München 2002, S. 37-62

einfach? Blick auf aktuelle Ansätze geschlechtsbezogener Arbeit mit Jungen. in: Widersprüche, Heft 56/57, S. 161-179

Winter, R.: Jungenarbeit ist keine Zauberei. in: Möller, K. (Hg.): Nur Macher und Macho? Geschlechtsreflektierende Jungen- und Männerarbeit. Weinheim/München 1997, S. 147-163

Winter, R. (1999): Gesundheitserziehung und Jungen. Ein Balanceakt zwischen Kompetenz, Authentizität und Männlichkeit. In: Jugendhaus Kassianum/Amt für Jugendarbeit: SuperMänner!? Erster Fachkongress zur Bubenarbeit in Südtirol (2. bis 3. 10. 1998). Bozen, Brixen, S. 37-49

Winter, R. / Neubauer, G. (2001): Dies und Das! Das Variablenmodell „balanciertes Junge- und Mann-Sein“ als Grundlage für die pädagogische Arbeit mit Jungen und Männern. Tübingen

Praxistreffen Jungenarbeit in Hamburg

Im Dezember 2002 fand in Zusammenarbeit mit dem Verband Kinder- und Jugendarbeit Hamburg e.V. (VKJH) eine vom Autor durchgeführte Fortbildung „Praxis der Jungenarbeit: Methodenseminar“ für Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen der Offenen Kinder- und Jugendarbeit statt. Nach dieser mit 16 TeilnehmerInnen gut besuchten Veranstaltung wurde das Interesse an einem Nachtreffen in überschaubarer Zeit bekundet, um sich einerseits über bis dahin gemachte Erfahrungen mit der Umsetzung der Fortbildungsinhalte auszutauschen, andererseits dem großen Interesse nachzukommen, sich weiterhin mit Grundlagen zur Jungenarbeit zu beschäftigen.

Aus diesem Follow-Up, das Ende Februar 2003 stattfand, entwickelte sich ein kontinuierliches Praxistreffen, das zurzeit einmal pro Monat für zwei Stunden in den Räumen des VKJH (Amandastraße 60, 20357 Hamburg) stattfindet und sich an Männer und Frauen in der offenen Arbeit mit Jungen und männlichen Jugendlichen richtet. Absicht des Praxistreffens ist neben dem Erfahrungsaustausch und fachlichen Inputs auch die Vernetzung der vielfach verstreut und vereinzelt arbeitenden Kolleginnen und Kollegen zum Thema; eine hamburgweite Arbeitsgemeinschaft nach § 78 KJHG ist dabei noch nicht praktikabel und erwünscht, aber angedacht.

Ausgehend von konkreten Fragen und Erfahrungen der bislang insgesamt 15 Teilnehmenden hat das Praxistreffen die folgenden Themen aufgegriffen: Standortbestimmung in der Jungenarbeit (persönliche Motive, Motive von Tägern, Motive von Jungen), Frauen und Jungenarbeit, Jungengruppenarbeit am Beispiel einer Einrichtung (Ressourcen, Strukturen, Inno-

vationen, Grenzen, Erfahrungen), Fallbesprechungen, Möglichkeiten von Jungenarbeit im Rahmen kooperativer Angebote. Protokolle der Treffen liegen für die an den Veranstaltungen Teilnehmenden vor.

Das Praxistreffen findet in den Räumen des VKJH statt. Die Themen werden nach Bedarf und Interesse festgelegt. Die Termine werden von Treffen zu Treffen neu vereinbart, sie liegen in der Regel auf einem Freitagvormittag. Das nächste Treffen findet am 24. Oktober von 10-12 Uhr voraussichtlich zum Thema: „Initiierung einer Jungengruppe: Wie geht das? Was ist zu beachten?“ statt. Das Treffen kostet pro TeilnehmerIn 5 Euro. Weitere Interessierte am Praxistreffen sind willkommen, werden jedoch um vorherige Anmeldung gebeten unter Tel. 040/434272, Fax 040/434284, E-Mail: verbandhh.upj@online.de Ausschließlich Informationen gibt es auch beim Autor unter Tel. 040/381907, E-Mail: maennerweg@aol.com

Aufgrund des nachgefragten Interesses am Thema und in Kooperation mit dem VKJH findet eine weitere – mit der im Dezember 2002 identische – Fortbildung „Praxis der Jungenarbeit: Methodenseminar“ im Haus der Jugend Flachsland, Bramfelder Straße 9, am 27.11.2003 von 10-18 Uhr statt (Kosten: 65 Euro, Anmeldeschluss: 10.11.03). Eine darauf aufbauende Fortbildung „Methodenseminar 2“ ist für das Frühjahr 2004 geplant und offen für Interessierte, die am Methodenseminar 1 teilgenommen haben (nähere Infos zu gegebener Zeit beim VKJH unter den genannten Kontaktadressen).

Alexander Bentheim

„Bis du schwul, oder was?“

Jungenarbeit und sexuelle Orientierungen

Wolfgang Weller

Auch wenn Sexualität nicht explizit zum Thema gemacht wird, zieht sich das Interesse an allem, was damit zu tun hat, wie ein roter Faden durch die meisten Jungengruppen. Dieses Interesse bekunden Jungen oft in Form von sexuell diskriminierenden Schimpfwörtern. Der Begriff „schwul“ ist in diesem Zusammenhang eines der am häufigsten benutzten Worte.

Die Jugendlichen und insbesondere Jungen benutzen das Wort „schwul“ für Negatives oder Unmännliches im Gegensatz zu „cool“, „fett“ etc.. Dies führt dazu, dass viele Jungen von „schwulen“ Schuhen, „schwuler“ Musik, „schwuler“ Kleidung usw. sprechen. In der Regel hat dies jedoch keinerlei Bezug zu schwulen Lebensweisen bzw. männlicher Homosexualität. Interessant bleibt dabei die Frage, weshalb sich das Wort „schwul“ so hervorragend für diesen Zweck eignet. Eine Erklärung dabei sehe ich darin, dass in unserer Gesellschaft gegenüber schwulen Lebensformen meist höchstens Toleranz im Sinne von ertragen vorherrscht, und wir in den meisten Bereichen von einer Akzeptanz noch weit entfernt sind. Wenn Jungen beispielsweise in Kindergärten etc. austesten, welche Schimpfwörter am meisten Hilflosigkeit oder Reaktionen auslösen, landen sie mit „schwul“ in vielen Fällen einen Treffer.

Relevanz des Themas

Im Verhalten von Jungen lassen sich zunächst vor allem Abgrenzung und Abwehr von Schwulen/Homosexuellen, vermeintlich Schwulen/Homosexuellen und allem was damit scheinbar in Verbindung steht, beobachten.

Dies schließt auch scheinintolerante Positionen wie: „Ich hab nichts gegen Schwule, solange sie mich nicht anfassen“ ein, hinter denen sich in vielen Fällen Distanzierungen verbergen, die sich von offener Ablehnung nicht grundlegend unterscheiden. Hierbei wird deutlich, wie tabuisiert

dieser Bereich weiterhin ist.

Dennoch ist immer wieder die Beobachtung zu machen, dass auch Bedürfnisse nach Auseinandersetzung mit dem Thema „Schwules Leben/Homosexualität“ vorhanden sind, welche sich zumeist lediglich in Form von Ablehnung und Abwehr artikulieren. So wurden beispielsweise von vielen Jungen, nach anfänglichen Unsicherheiten und Abgrenzungsbekundungen, in den Auswertungsrunden am Ende von Seminaren der Besuch eines Schwulen- und Lesbenzentrums als ein Höhepunkt der Seminarwoche genannt.

Jakob, Heinrich, Joe:
Wunderbar ist das Heraufkommen des Abends
Und schön sind die Gespräche der Männer unter sich!
Paul:
Aber etwas fehlt.
(Brecht, Mahagonny)

Infolgedessen ist es wichtig, die Beschäftigung der Jungen mit schwulen/bisexuellen Lebensweisen und vor allem der affektive Bezug von Jungen zu allem was schwul/homosexuell ist bzw. als schwul/homosexuell assoziiert wird, ins Blickfeld zu rücken. Es stellt sich nämlich die Frage, welche Bedeutung gleichgeschlechtliches Begehren für Jungen auf der Suche nach einem geschlechtlichen Selbstverständnis hat.

In der Arbeit mit Jungen wird oft das ambivalente Verhältnis der Jungen zur Homosexualität deutlich. Einerseits sind sie neugierig auf gleichgeschlechtliche Erfahrungen, haben das Bedürfnis Nähe mit anderen Jungen auszuleben und haben Lust mal aus der Rolle zu fallen (wenn nämlich eine Verkleidungskiste zur Verfügung gestellt wird, enden viele Jungen in der Verkleidung als Frauen, was ihnen offensichtlich großen Spaß macht).

Andererseits ist den Jungen bewusst, dass dies mit dem Bild einer männlichen, heterosexuellen Geschlechtsidentität nicht vereinbar ist. Sobald der Verdacht auf Homosexualität im Raum steht, muss er durch oft zwanghaft wirkende Distanzierungen abgewehrt werden.

Homosexualität ist deshalb für weit mehr Jungen ein Thema als nur für jene, die später ausschließlich oder vorwiegend ihre Sexualität gleichgeschlechtlich leben.

Trotz der Allgegenwärtigkeit dieses Themenbereichs und obwohl Jungen direkt oder indirekt viele Ansatzpunkte anbieten wird dieses Thema zumeist gar nicht aufgegriffen oder aber es bleibt in Appellen zur Toleranz stecken.

Auch in der Jungenarbeit wird Heterosexualität häufig nicht als eine mögliche Lebensform von vielen, sondern als Norm gedacht und nicht in Frage gestellt. Bisexuelle oder homosexuelle Lebensformen usw. werden lediglich toleriert. Deshalb möchte ich einige Anregungen und Denkanstöße für die praktische Arbeit mit Jungen geben.

Anregungen für die Praxis

Eine bedeutende Herangehensweise zur Behandlung von sexuellen Orientierungen mit Jungen stellt beispielsweise das Aufgreifen von Provokationen und stereotypen Aussagen dar, die dann in Frage gestellt und diskutiert werden. So orientiert man sich sehr nah an den Themen der Jungen und zumindest indirekt auch an ihren Bedürfnissen. Jungen äußern ihre Bedürfnisse nach Auseinandersetzung mit diesen Themen, wie oben erwähnt, häufig in einer Form, die erst durch die interpretative Leistung des Pädagogen sinnvoll zum Gegenstand der pädagogischen Arbeit gemacht werden kann.

Ein weiterer möglicher Ansatz be-

steht darin, den Jungen Kontakt zu schwulen Männern zu ermöglichen. Solch ein Treffen sollte in einen größeren thematischen Zusammenhang wie etwa Sexualität eingebettet sein. Ein anderer Weg, könnte die Beschäftigung mit verschiedenen Lebensentwürfen von Männern sein, welche den Jungen ein Kennenlernen der Vielfalt des Mannseins ermöglicht. Das Treffen mit schwulen Männern wäre dann eines unter anderen mit Männern, die eher ungewöhnlich leben.

Außerdem wäre es von Vorteil, wenn auch die Jungenarbeiter im Vorfeld zumindest einmal an einem Treffen oder einer speziellen Fortbildung mit schwulen Männern teilgenommen haben. Sie lernen sich dann selbst besser kennen und wissen, was die Jungen erwartet. Darüber hinaus haben sie die Gelegenheit, sich einen eigenen Eindruck über den Ansatz und die Kompetenz der schwulen Männer zu machen, die diese Treffen gestalten. Die schwulen Männer, denen die Jungen begegnen, sollten offen und selbstbewusst sein und gut mit Jugendlichen umgehen können.

Für die Jungen kann es weiterhin interessant sein, wenn diese Veranstaltung in einem Schwulen- und Lesbenzentrum wie etwa dem Magnus Hirschfeld Zentrum (MHC) oder dem schwulen Infoladen Hein & Fiete (Adressen unten) in Hamburg stattfindet, da sie sich dort einen eigenen Eindruck von der Vielfalt und Lebendigkeit des schwulen Lebens verschaffen können. Den Jungen wird nämlich durch diese Begegnung bewusst, dass schwul mehr und vor allem etwas anderes als ein Schimpfwort ist. Schwule oder schwul werdende Jungen lernen auf diese Weise auch gleichzeitig mögliche spätere Anlaufstellen kennen.

Manchmal kann es auch nötig sein, vor allem bei abwertendem Verhalten untereinander, Grenzen zu setzen und damit zu signalisieren, dass

schwulenabwertende Äußerungen nicht von allen Männern stillschweigend toleriert oder akzeptiert werden.

Ein weiterer wichtiger Punkt besteht darin, dass bei diesem eher tabuisierten Themenbereich für eine nicht moralisierende, offene Atmosphäre gesorgt wird. Der thematische Zugang kann auf eine spielerische und humorvolle Weise gestaltet werden, um den Jungen die Normalität von Homosexualität zu vermitteln. In einem Workshop habe ich in diesem Zusammenhang sexuell diskriminierende Schimpfwörter, wie sie Jungen häufig gebrauchen, wie z.B. „Schwuli“, „Tunte“, „Transe!“, für ein Spiel eingesetzt.

In der pädagogischen Praxis der Jungenarbeit habe ich oft beobachten können, dass Pädagogen den Versuch machten, die wahrnehmbare Angst vor Zärtlichkeiten untereinander abzubauen und den Jungen körperliche Umgangsformen zu ermöglichen. Dabei beschränkte sich ihre Reaktion darauf, lediglich zu betonen, dass untereinander zärtlich zu sein nicht schwul zu sein bedeute. So richtig dies ist, so sehr steckt doch in

einmal mehr, als einen nicht gleichwertigen Lebensentwurf erscheinen. Statt Zärtlichkeit in einem Atemzug mit Schwulsein zu nennen, ist es konstruktiver zwischenmännliche Zärtlichkeit als ein menschliches Bedürfnis zu beschreiben. Zudem ist es notwendig den Jungen eine weitergehende Auseinandersetzung mit Schwulsein und Homosexualität zu ermöglichen.

Für eine wirksame pädagogische Herangehensweise, halte ich außerdem den Ansatz, verschiedene Lebensformen und sexuelle Orientierungen bei Anleitungen oder Diskussionen möglichst immer zu benennen und sie dadurch in den jugendpädagogischen Alltag zu integrieren. Auch wenn es kaum gelingen wird, alle sexuellen Orientierungen oder Lebensweisen zu berücksichtigen, wäre die Berücksichtigung der homosexuellen und bisexuellen Orientierung schon ein großer Fortschritt.

Wenn in diesem Zusammenhang die Methoden, die üblicherweise eingesetzt werden, überarbeitet und die Anleitungen der Übungen so formuliert werden, dass sie verschiedene

**Doktor Passow namentlich war Feuer und Flamme für ihn, weil er, seinem Schul-Ideale gemäß, die Verkörperung hellenischer Schönheit im Verein mit vaterländischem Freiheitsheroismus in ihm erblickte – mit vielem Recht; nur ging er als Mann für meinen Geschmack in der Verehrung unseres Jünglings etwas weit und ließ mich, nicht zum ersten und letzten Mal, die Bemerkung anstellen, daß der kriegerische Nationalgeist in Beziehung steht zu einem uns Frauen denn doch nicht erfreulichen erhöhten Enthusiasmus des Mannes für das eigene Geschlecht, wie er uns schon aus der Sitte der Spartaner herb-befremdlich entgegentritt.
(Thomas Mann, Lotte in Weimar)**

dieser Formulierung eine implizite Abwertung der schwulen Lebensform. Diese oftmals sicher ungewollte Abwertung wird aber gerade in ihrer subtilen Form in den meisten Fällen von den Jungen sehr wohl registriert und lässt Homosexualität

Möglichkeiten offenlassen (indem z.B. immer von Freund oder Freundin gesprochen wird), besteht für die Jungen eine Wahlmöglichkeit. Darüber hinaus können Gespräche und Diskussionen entstehen, die zu einer Veränderung des Bewusstseins bei-

tragen können. Wo die Berücksichtigung verschiedener Lebensformen in ihrer ganzen Breite unmöglich erscheint oder tatsächlich nicht realisierbar ist, kann aber der umgekehrte Weg, nämlich Heterosexualität als eine von vielen möglichen Lebensentwürfen darzustellen, bereits sensibilisieren.

Eine Weiterentwicklung dieses Ansatzes bedeutet, grundlegend Einfluss auf die Sozialisationsbedingungen zu nehmen und Jungen eine freiere Selbstverwirklichung zu ermöglichen. Jungen und Männer, die sich nicht völlig und vorbehaltlos an den Vorgaben und Erwartungen traditioneller Männlichkeit und heterosexueller Norm orientieren, sondern ihre eigenen Bedürfnisse artikulieren und umzusetzen versuchen, werden schließlich nicht oder nicht mehr im gleichen Maße strukturelle oder gar manifeste Gewalt gegen sich und andere ausüben müssen. Sie werden der Pluralität der Lebensentwürfe gegenüber aufgeschlossener sein und in positiv-konstruktiver Weise eigene Wege finden können.

Literatur

Braun, Joachim/Martin, Beate: Gemischte Gefühle. Ein Lesebuch zur sexuellen Orientierung. Reinbek bei Hamburg 2000
Braun, Joachim/Niemann, Bernd: Coole Kerle, viel Gefühl. Alles über Anmache, Liebe und Partnerschaft für Jungen. Reinbek bei Hamburg 1998
Schenk, Michael: Die Funktionen der „Schwuleneindschaft“ bei männlichen Jugendlichen. In: deutsche jugend, Heft 10; 42. Jg, 1994, S. 446-454
Weller Wolfgang: Jungenarbeit und sexuelle Orientierung unter besonderer Berücksichtigung der schwulen Lebensweise. Unveröff. Dipl.arbeit. Universität Hamburg 1999 (einsehbar im Pädagogischen Institut der Uni Hamburg, ausleihbar in der Bibliothek Schwulenkultur, Kleiner Pulverteich 23, 20099 Hamburg, T el.: 040/28054913 und zu kaufen beim Autor: wo.weller@gmx.de

Adressen

Magnus Hirschfeld Zentrum (MHC): Borgweg 8, Hamburg, Tel.: 040/27877800, E-Mail: info@mhc-hamburg.de
Infoladen Hein & Fiete: Pulverteich 21, 20099 Hamburg, Tel.: 040/240333, E-Mail: info@heinfiete.de

Auf der Rückfahrt hatte ich ein Erlebnis. Ich stand am Fenster des Zugs. Draußen war französischer Boden, Saargebiet oder Deutschland. Ein paar Häuser standen an der Bahnlinie. Die Sonne schien. Auf einem Grasstück lagen zwei Knaben übereinander, zwölf- oder vierzehnjährige, vollkommen verklärt von dem unbewußten Glück, einander zu berühren. Aber der vorüberjagende Zug entriß ihnen den Augenblick, sie verblieben in ihrer Stellung, hoben nur die Köpfe. Ihr Gesicht war noch gezeichnet von der Verklärung eines unbegriffenen Spiels; ihre Augen aber brannten schon von neidischem Verlangen, einer der Reisenden zu sein. Sie sahen die unbekannt Städte glänzen, fernes Land, das von Reichtum überlief, Stätten alles Vergnügens, die sich auszumalen ihre Ahnung noch zu schmal, sie glaubten einen Transport auserwählter Glücklicher zu sehen. Ihre Jugend war plötzlich schal. Ich begriff, daß ich fast dreißig Jahre älter als diese unbekannt Kinder war, französische oder deutsche, daß ich suchte, was sie bereit waren, für nichts aufzugeben, die Enge, die Selbsthaftigkeit, in der man mit seinem Glück haushälterisch umgehen kann.

(Hans Henny Jahnn, Bornholmer Tagebuch I, 21. 11. 1934)

Jungen und Schule

Sind Jungen für die Schule nicht geeignet?

Frank Beuster

Wenn ich Veröffentlichungen und Aussagen über „Jungen und Schule“, besonders nach dem Erscheinen der PISA-Ergebnisse und deren Erklärungsversuche, lese und höre, dann frage ich mich, ob sich Jungen in dem System „Schule“, wie es sich oft zeigt, wirklich gut entwickeln. Frei nach Churchill könnte man sagen „Unsere Schulform ist nicht die beste, aber es ist die beste, die wir zur Zeit haben.“ Sicherlich geben sich alle große Mühe und arbeiten an Verbesserungen, aber werden damit alle Schüler und Schülerinnen wirklich „beglückt“

es dabei vornehmlich geht?

Es kann in diesem Beitrag nicht darum gehen, für alle Jungen zu sprechen. „Die Jungen“ gibt es sowieso nur im rein biologischen Sinne. Es gibt nur Einzelindividuen, die häufig in bestimmten Bereichen starke Ähnlichkeiten aufweisen. Dies kann sich verändern und ebenfalls bei Mädchen vorhanden sein. Es lohnt sich meines Erachtens aber die folgenden Aussagen für einen größeren Teil der Jungen zu überdenken. Denn nur wenn ich mich mit Men-

Jungen und das Versagen

In einem Artikel las ich als Überschrift „Männer sind dumm und faul.“ (1) Ich habe ihn in meiner 10. Klasse im Politikunterricht eingesetzt. Die Mädchen fanden die These zuerst einmal recht belustigend. Kommen sie doch ganz gut weg bei dieser Einteilung der Menschen in zwei Gruppen. Die Jungen mussten sich von mir erläutern lassen, dass ihr Geschlecht mehrheitlich auf Sonderschulen zu finden ist und auch sonst in bestimmten Bereichen nicht durch



und die Leistungen steigen? Denn darum scheint es ja vornehmlich bei vielen Menschen, die über Bildung sprechen, zu gehen. Leistungssteigerung, Effizienz, Verbesserung im internationalen Punkteranking, das sind Ziele. Aber sind das auch die Ziele der jungen Menschen, um die

schen befasse, sie besser kennenlernen und sie versuche zu verstehen, dann kann ich ihnen eventuell auch Möglichkeiten zur Veränderung und zur Entwicklung anbieten, sie sozusagen dort abholen, wo sie sind. Und dies ist bei vielen Jungen ein anderer „Ort“ als vielleicht für ein Mädchen.

überragende schulische Leistungen auf sich aufmerksam macht, was durch doppelt so viele „Sitzenbleiber“ bestätigt wird. Das, was sie oft im Freizeitbereich gut können und mögen, wird nicht unbedingt abgefragt und gilt auch nicht als besonders erstrebenswert.

Jungen und schulische Tugenden

Schulische Tugenden werden nach meinen Beobachtungen aus dem Grund- und Sekundar I-Bereich tatsächlich häufiger von Mädchen beherrscht. Hefte und Mappen von Mädchen sehen oft viel gepflegter und ansprechender gestaltet aus. Das erfreut eine Lehrkraft. Gut lesbare Schrift, ordentlich gegliedert, Überschriften unterstrichen.

Streber sein! Das wird meist gleich negativ bewertet. Der Einsatz für die Schule steht deutlich hinter dem Einsatz für den Sieg im nächsten Pausenduell gegen die Parallelklasse.

Jungen und Struktur

Jungen fehlt es oft an sichtbarer Struktur im Schulbetrieb. Viele gehen ohne eine klare Zielvorstellung durch die Schulzeit. Besonders in der Pubertät, die für die meisten Jungen

wichtig zu tun? Kann ein freiwilliges Referat die verlorengegangene Mappe zum Teil ausgleichen? Wie bereite ich mich auf die Prüfung am Montag vor, wenn am Wochenende ein ausgedehntes Freizeitprogramm auf dem Plan steht? Es scheint so, dass viele Mädchen sich in solchen Situationen eher selbst disziplinieren können. Sich nicht so leicht ablenken lassen. So sind es auch eher die Mädchen, die bei schriftlichen Aufgabenstellungen während des Unterrichts zügiger an die Bearbeitung gehen. Viele Jungen brauchen deutlich mehr Zeit um sich zu organisieren. Ihre Unterrichtsmaterialien hervorholen und sich orientieren ist für viele Jungen ein wirkliches Problem.

Jungen und das Image

Viele Dinge sind für Jungen wichtiger als der Unterricht. Was war alles in der Pause los? Wer kommt nach der nächsten Unterbrechung der Spielzeit durch den lästigen Unterricht zuerst auf den heiß umkämpften Fußballplatz? Wie kann ich mein Image als Klassenclown (nie habe ich von einer „Klassenclownin“ gehört) pflegen? Überhaupt ist das Image ganz entscheidend. Ist das Bild nach außen aber erst einmal gefestigt, kann es nur noch schwer verändert werden. Oft geraten gerade Jungen damit in eine „Imagefalle“. Sie werden die Vorurteile, die sie sich mit Hilfe ihres Image geschaffen haben, nicht mehr los. Und trotzdem ist es ihnen so wichtig, nach außen stark und oft unnahbar zu wirken. Die Peerbestätigung spielt dabei eine überaus große Rolle. Und dazu gehört auch das jeweilige Outfit. Mit tiefsitzenden Hosen und dem dazu notwendigen Gang wirken die Jungen dann nur noch begrenzt dynamisch. Dafür aber manchmal angsteinflößend. Obwohl sie sich viele Jahre sehr agil auch während des Unterrichts benommen haben, lässt ihnen diese „Uniform“ und der dazu „getragene“ Stolz ab einem bestimmten Alter nicht mehr viel Spielraum für körper-

Und überall um die Bänke herum die Knirpse, die armen Kerlchen, immer in Reichweite der galvanischen Säulen, die zu Müttern zu haben sie das Pech hatten. „Faß das nicht an!“ – „Warum denn nicht?“ – „Man darf nicht alles anfassen.“ Der kleine Junge (mit einer so kurzen Hose, daß das „Be-be“ die Nase aus einem Hosenbein steckte) versuchte etwas anderes. „Willst du wohl nicht so herumtollen!“ – „Warum denn nicht?“ – Darum nicht. – Der kleine Junge versuchte etwas anderes. – „Spiel doch, du Idiot! Du bist doch nicht hergekommen, um dazustehen wie nicht ganz klug!“ Der kleine Junge versuchte etwas anderes. „Was ist denn das für ein Spiel, das du treibst? Los, spiel etwas anderes.“ Der kleine Junge versuchte etwas anderes. „René, du hörst, was ich dir sage ...! Sofort spielst du jetzt, sonst ...!“ (Henry de Montherland, Die Junggesellen)

Jungen spüren, dass sie nicht mithalten können. Zu ungenau ist die Feinmotorik, zu wenig Ausdauer im Lesen und Schreiben, zu schnell unkonzentriert. Zu wenig häuslicher Einsatz insgesamt. Der geht auch gar nicht deutlich zu steigern, da die freie Zeit möglichst viel mit Entdeckungen in der Wohnumgebung (wenn da überhaupt noch etwas zu entdecken ist!) und grobmotorischen Bewegungen aller Art oder aber stundenlangen Gefechten am Computer ausgefüllt ist.

Damit hat mancher Junge für den Schulbetrieb nicht die besten Voraussetzungen. Zählt die Sportnote doch längst nicht so viel wie vollständige Hausaufgaben und gepflegte Schulbücher.

Das alles sind Tugenden, die Jungen eher denjenigen zuschreiben, die in der Schule erfolgreich sind. Bloß kein

nach denen der Mädchen beginnt. Immer wieder kommt es vor, dass mich Jungen, zumeist begleitet von ihren Müttern, als Beratungslehrer aufsuchen und um Unterstützung bitten. Sie sollen und manchmal wollen sie auch ihre Situation in der Schule verbessern. Dabei geht es dann um das Herausarbeiten klarer schulischer Ziele. Erreichbare und konkret abgesprochene Teilziele sollen in kleinen Schritten hin zum erwünschten Schulabschluss führen. Dabei ist strategisches Vorgehen, abhängig von der jeweiligen Schulform, hilfreich. Eigentlich sind es sonst oft Jungen, die sich mit Strategiespielen am Computer befassen und dort recht erfolgreich ihre „Spielziele“ erreichen. Sie aber im realen Leben in der Schule zurechtfinden, im Geflecht von Fächern, unterschiedlichen Lehrercharakteren, Arbeitsanforderungen und Leistungsnachweisen, das fällt nicht allen gleich zu. Was ist wann

liche Höchstleistungen. Selbst Wahlpflichtschüler im Fach Sport kommen so in den Unterricht und wollen damit einen Leichtathletik Dreikampf absolvieren. Fitness ist uncool, „chillen“ (abhängen, rumdösen) ist cool.

Aber das mag schon in früheren Generationen (so wie z. B. in der „Halbstarkenzeit“ der 50er Jahre oder in den Siebzigern, als lange Haare als gesellschaftlicher Gegenentwurf getragen wurden) ähnlich gewesen sein. Nur sahen da die Jungen eben anders aus. Und das wollen sie ja auch. Anders sein, sich von den Erwachsenen absetzen und eine eigene Identität entwickeln.

Jungen und der Kampf mit den Worten

Gerade die Sprachenfächer bereiten Jungen im Durchschnitt größere Probleme. Es wird dem männlichen Geschlecht vorgehalten, dass es im Bereich der Kommunikation und der Sprache Defizite aufweist. Sich lange über eigene und anderer Probleme und Gefühle unterhalten, sich in die Situationen von literarischen Protagonisten hineinversetzen, sich um einen differenzierten Wortschatz bemühen, das sind nicht die Stärken, die Jungen unbedingt von sich aus mitbringen. Hier wird in der Wissenschaft viel mit den unterschiedlich miteinander verknüpften Gehirnhälften von Jungen und Mädchen und den humanevolutionistischen Erklärungen argumentiert. Bei den Mädchen ist die Zusammenarbeit zwischen den Gehirnhälften durch eine stärker ausgeprägte „Brücke“, das Corpus callosum, erleichtert. Sie können die biologischen Gegebenheiten viel in den Bereichen der Schule nutzen, in denen es um Sprache geht und das ist in der „vertexteten“ Schule sehr häufig der Fall. So erlernen sie denn auch nach den Untersuchungen von PISA das Lesen leichter und vor allem trainieren sie es dann auch deutlich mehr. Während sich ein Teil der Jungen mit dem Erlernen von neuen

Skateboardtricks oder Basketballmoves (so heißt das heute) beschäftigt oder sich die Zeit bei Internetspielen vertreibt, lesen Mädchen viel mehr Bücher, besonders gerne narrative Bücher und davon besonders „Pferdebücher“. Hier gibt es ein schier endloses Angebot. Das Angebot für reine Jungenlektüren fällt dagegen bei einem Rundgang durch die Bücherhallen und Buchläden eher mager aus. Wenn Jungen dann doch in der Schule genötigt werden ein Buch zu lesen, um es der Klasse vorzustellen, dann sind dies, so wie in meiner Klasse im Jahrgang 6, vor allem Bücher aus der „Gänsehaut-Reihe“. Der Titel ist Programm, es geht um Grusel und Horror. Doch kaum ein Junge ließ sich anregen ein anderes Buch zu lesen.

Jungen und Gewalt

Überhaupt spielen die Inhalte von Action- und Schreckensfilmen nach einem fernsehreichen Wochenende am Montag eine große Rolle. Gut, dass es in vielen Grundschulklassen eine offene Eingangsphase gibt. Dort werden die konsumierten Filme, bildlich gesprochen, auf den Tisch gelegt, wie die großen Männer, die Skatkarten kloppen und versuchen sich auszustechen. Wer hat den größten „Gruselresistenzfaktor“? Der Standardspruch „Das hat mir gar nichts ausgemacht!“ gehört zur Bekräftigung gerne dazu, wenn LehrerInnen sich entsetzt einschalten. Was ein richtiger Kerl sein will, der muss in ihren Augen eben da durch.

Gerade diese zum Teil Gewalt verherrlichenden Vorbilder in unserer Gesellschaft oder zumindestens diese nicht konsequent geächtete Lösung von Konflikten mittels Gewalt, stellt einen sehr großen Einflussfaktor auf die Jungenentwicklung dar. Nicht alle Jungen sind dafür gleich empfänglich, aber gerade die, die eine andere Sprache als die der Gewalt nur sehr schwer erlernen oder gar nicht erst erlernen wollen und oft auch

durch ihr Umfeld nicht erlernen können, die setzen ihre Form der Auseinandersetzung zunehmend auch in der Schule ein.

Jungen = schwierige Schüler?

Doch es müssen nicht immer die in den Medien reißerisch dargebrachten Einzeltaten sein, die ein schlechtes Licht auf einige Jungen und ihr Verhalten werfen.

Eine Untersuchung von Studierenden meiner Seminare im Fachbereich Erziehungswissenschaften zum Thema „Jungen in der Schule“ an der Hamburger Universität, durchgeführt in rund 100 Klassen über eine Zeitspanne von drei Semestern im gesamten Hamburger Stadtgebiet, hat

Auf Kaperfahrt

Alle, die mit uns auf Kaperfahrt fahren, müssen Männer mit Bärten sein. Jan und Hein und Claas und Pitt, die haben Bärte, die haben Bärte. Jan und Hein und Claas und Pitt, die haben Bärte, die fahren mit.

gezeigt, dass mehrheitlich Jungen zu den sogenannten „schwierigen Schülern“ zählen. Wobei genauer geklärt werden muss, was eigentlich als „schwierig“ gilt. Dies ist zum Teil sehr verschieden und differiert auch manchmal von Lehrkraft zu Lehrkraft. Doch einig sind sich die Studierenden und auch die LehrerInnen der Schulen, dass das Verhalten einzelner Jungen oder kleiner Gruppen die Arbeitsatmosphäre und das soziale Klima in den Klassen sehr stark belasten kann. Ein weiteres Ergebnis war, dass zunehmend auch Mädchen ein bisher eher von Jungen gezeigtes Verhalten angenommen haben und somit auch zu den „schwierigeren Schülern“ zu zählen sind.

Doch Jungen sind immer noch dieje-

nigen, die sowohl in der Grundschule als auch in den weiterführenden Schulen nicht nur ihr eigenes Lernverhalten, sondern auch das ihrer MitschülerInnen mehrheitlich negativ beeinflussen. Oft bedingt durch den Mangel an Grenzziehung zwischen außerschulischem und innerschulischem Bereich.

Die schulfreie Zeit und deren Auswirkungen reichen immer mehr in den Schulalltag hinein.

Jungen und Verantwortung

Besonders Jungen können zwischen den „Welten“ oft nicht unterscheiden. Den Wechsel zwischen sich ändernden Ansprüchen und Forderungen von Schule und Freizeit bekommen einige Jungen m.E. nicht so gut hin. Vielleicht haben sie aber auch keinen Ort, wo sie außerhalb der Schule lernen, wie sie mit Verantwortung und Pflichten umgehen können? So gibt es immer wieder Situationen, bei denen die Ämter in den Klassen wie z.B. Fege-, Tafel- oder Blumendienst von Jungen gar nicht oder aber nur recht nachlässig ausgeführt werden. Sehr zum Ärger der Mädchen, die meist in einer koedukativen Amtsinhaberschaft darunter zu leiden haben. So haben sich einige 16-jährige Mädchen meines Abschlussjahrgangs nach einer durchgemachten Nacht in der Schule, an der ca. 40 Jugendliche beiderlei Geschlechts teilgenommen haben, bitter bei mir beschwert, dass sich die meisten Jungen nach dem vergnüglichen Teil in der Nacht am nächsten Morgen davon gemacht haben, ohne beim Aufräumen verantwortungsvoll bis zum Ende zu helfen. Sind Jungen, wenn es um diese Dinge geht, wirklich verantwortungslos und „faul“, so wie es in dem oben erwähnten Artikel „Männer sind dumm und faul“ heißt? Oder haben sie nur eine andere Wahrnehmung von Ordnung und einen anderen „Verantwortungscodex“?

Jungen und Motivation

Wenn es den Lehrkräften gelingt, das Interesse an einer Sache, einem Unterrichtsgegenstand zu wecken oder noch besser, die bereits vorhandene intrinsische Motivation der Jungen für ein Thema zu nutzen, dann können die meisten Jungen auch sehr ausdauernd, verantwortlich und erfolgreich ihre Vorhaben umsetzen. Dazu muss aber ein guter Kontakt zu den Erwachsenen bestehen, sie müssen das Gefühl gegenseitiger Achtung erleben und wirkliches Interesse an ihrer Person spüren. Dabei spielt

DER JUNGE AM FLUSS

Der Junge am Fluss

– er liegt im Sand

Blickt in den Himmel

– schaut in die Bäume

Lauscht seinen Träumen

Fällt aus den Wolken

– taucht in die Fluten

Treibt mit den Wellen

– schwimmt mit den Fischen

Steigt dann ans Ufer

und liegt im Sand

Der Junge am Fluss

– er liegt im Sand

Blickt in den Himmel

– schaut in die Bäume

Der junge am Fluss

– der Junge am Fluss

Fällt aus den Wolken ...

(Rio Reiser, Himmel & Hölle)

das Geschlecht der erwachsenen Bezugsperson nicht unbedingt die entscheidende Rolle. Trotzdem wäre es für viele Jungen sicherlich von Vorteil, hätten sie besonders während der Grundschulzeit mehr mit Lehrern zu tun. Doch der weitaus größte Anteil der Lehrkräfte an den Grundschulen ist weiblich.

Jungen und Vorbilder

Gerade Jungen, die auf der Suche nach männlichen Vorbildern sind, brauchen Männer in ihrem Umfeld,

die ihnen ein positives Vorbild sein können. Zu oft sehen sie, in den gerne von ihnen konsumierten Actionvideos oder in den „Ballerspielen“ am Computer, Männer, die nun gar nicht für ein Alltagsleben taugen, sondern einem rein martialischem Männerbild entsprechen. So ist ein Lehrer in der Schule für viele Jungen oft die einzige männliche Bezugsperson, die ein anderes Bild vermitteln kann. Wird doch inzwischen fast jede zweite Ehe in vielen Ballungsgebieten in der Bundesrepublik geschieden und somit wachsen zur Zeit die meisten Scheidungsjungen bei ihren Müttern auf. Dieser Chance und der damit verbundenen Verantwortung sollte sich ein Lehrer bewusst sein.

Jungen anderer Ethnien

Bei den Hospitationen der Studierenden fielen in manchen Stadtteilen besonders die Jungen auf, die aufgrund ihrer Herkunft die deutsche Sprache nicht so sicher beherrschten. Diese Jungen stehen oft noch mehr „zwischen den Welten“. Sie suchen nach Orientierung, nach einem Platz in der Gesellschaft, der sie mit Sinn erfüllt. Sie brauchen die Fähigkeit sich adäquat auszudrücken. Können sie dies nicht, finden sie eine andere „Sprache“, die auch verstanden wird. Sie fordern ihre Beachtung durch ihr Verhalten ein.

Ihr zum Teil recht auffälliges Verhalten kann sicherlich soziologisch und psychologisch begründet werden, doch für die konkrete Situation in der Schule ist dies nicht immer sofort hilfreich. Sie stehen sich und anderen im Weg. Dass Lernen unter diesen Gegebenheiten nur sehr schwer fällt und viel Energie von den Lehrkräften aufgewendet werden muss, ist nachzuvollziehen, wenn man die Realität in den davon betroffenen Schulen sieht.

Ausreichende Unterstützung dafür ist aber nicht in genügendem Maße vorhanden. Habe ich als Beratungslehrer an einer Gesamtschule vor einigen

Jahren noch zwischen 6-8 Stunden für die Betreuung schwieriger Unterrichtssituationen, Einzelfallhilfen und ähnlichem zur Verfügung gehabt, so sind es nach den von Lehrern und Eltern als hart empfundenen Einsparungen im Bildungsbereich nun nicht einmal mehr als 3 Stunden.

Das fortwährende Bedürfnis in jugendlichen Gliedern und in jugendlichen Gehirnen, in denen von Knaben, von jungen Hunden – ihr Bedürfnis zu jagen, Lärm zu machen, Püffe auszuteilen, weh zu tun, Streiche zu begehnen, überflüssigen Mut und Kraft ohne Verwendung auf nichtsnutzige Weise loszuwerden: Unrat hatte es vergessen und nie begriffen.
(Heinrich Mann, Professor Unrat)

Jungen in Jungengruppen

Ein Teil der Beratungsarbeit ging in die Betreuung von speziell eingerichteten „Jungengruppen“. Dort lernten die betreffenden Jungen den Umgang mit sich und anderen Jungen. Zum Teil in gleichzeitiger Täter und Opferbesetzung aus vorhergegangenen Konflikten, erlebten sie sich u.a. in außerunterrichtlichen Aktivitäten wie Kanufahren, Kinobesuche oder sogar einem Essen in einem Restaurant. Diese Form von schulischer „Abenteuerepädagogik“ war eine Möglichkeit, eine besondere Bindung zu den Jungen zu bekommen, die im Rahmen von Schule bei diesen Jungen sonst nur sehr schwer zu erreichen ist. Gezeigt hat sich durch diese Arbeit, dass eine spezielle Jungenpädagogik an Schulen sehr sinnvoll sein kann. Wenn Jungen sich einer erwachsenen männlichen Bezugsperson gegenüber öffnen, dann sind sie in vielen Fällen auch zu tieferen Beziehungen in der Lage. Diese Arbeit wird leider nur an wenigen Schulformen betrieben werden können. An Gesamtschulen gibt es noch Schulsozialarbeit, die diese

wichtige pädagogische Arbeit mit Jungen professionell durchführen kann. Doch wie lange noch?

Verhalten immer mehr Kinder zunehmend immer weniger klar. In vielen Klassen sind es schon bis zu 5 Kin-



Jungen und ihre Schwächen

In der letzten Zeit kommen viele Jungen aus den Praxen von Kinder- und Fachärzten mit der Diagnose „Aufmerksamkeitsdefizitsyndrom“, oft mit dem Einhergehen von Hyperaktivität. Sind die Jungen wirklich krank, oder haben sich unsere Ansprüche, hat sich unser Blick verändert? Die Umwelt kommt mit dem gezeigten

der, meist Jungen, die das dafür eingesetzte Medikament „Ritalin“ regelmäßig einnehmen.

In der Summe all der möglichen Defizite, Schwächen und Auffälligkeiten haben es bestimmte Jungen nicht leicht, den an sie gestellten Forderungen gerecht zu werden. Und wer immer häufiger erleben muss, dass er den Ansprüchen nicht genügt, muss

sich überlegen, wie er damit umgeht.

„Flucht oder Angriff“, ein sehr altes Verhaltensmuster, lässt da nur eine Alternativmöglichkeit.

Dass aus diesen Gründen und Beobachtungen, die Jungen allgemein nicht mehr als das „starke Geschlecht“, als die automatisch Besseren in Schule gelten, haben sie selber auch registriert.

Das Selbstwertgefühl will gerade bei den sich im Vergleich mit anderen als schwächer erlebenden Jungen kontinuierlich aufgebaut werden. Jungen brauchen deutlich mehr Lob und Anerkennung. Jemanden davon zu überzeugen, er könne vieles erreichen, ohne dass er selbst davon überzeugt ist, ist sehr mühsam. Das Aufzeigen eigener Stärken, das Anerkennen von Fähigkeiten, auch nicht unbedingt schulrelevanter Kompetenzen, gehört zur Festigung der Persönlichkeit unbedingt zum Schulleben.

Der entstehende Frust über die Diskrepanz zwischen Wunsch und Wirklichkeit steigert den bereits durch andere Erfahrungen entstandenen Frust. Es gibt Jungen, die sich dann selbst als „Looser“ fühlen und sich auch so benennen. Kann man diese Not als Pädagoge sehen, so versteht man das Verhalten von bestimmten Jungen besser.

Jungen und die Zukunft in der Schule

Schule muss sich daran orientieren, was mit einem Großteil der Jungen in unserer heutigen Zeit los ist und sich fragen, wie sie mit der Situation umgehen will.

Sie sollte mehr Möglichkeiten für den Bereich der Jungenpädagogik erhalten und dann auch nutzen! So ist der „Girlsday“ in einigen Bundesländern schon Tradition. Ein äquivalenter Tag nur für Jungen und zusätzlich spezielle Jungentreffen würden vielen Jungen gut tun und ihnen bei der Suche

nach Orientierung helfen. Auch temporäre Aufhebung der Koedukation kann sich positiv auf das Lernklima auswirken. Das Imponiergehabe von Jungen wird weniger und die Mädchen trauen sich gerade im praktisch naturwissenschaftlichen Bereich mehr zu, wenn sie unter sich sind. Diejenigen Jungen, denen durch solche Maßnahmen besser begegnet werden kann und die davon profitieren, sind oft nicht in Sportvereinen oder anderen Einrichtungen organisiert und stehen somit auch nicht unter positiven pädagogischen Einflüssen. Um so wichtiger ist der sich um die Jungen bemühende Einfluss

von Schule auf viele Jungen.

Jungen fordern uns, sie fordern uns heraus. Sie fordern Schule heraus und sie brauchen eine Schule, die für sie geeignet ist. Arbeit mit Jungen in der Schule kann eine interessante, befriedigende und vor allem auch eine Freude bereitende Herausforderung sein!

Anmerkung

(1) Gespräch mit dem Trendforscher Matthias Horx in der Zeitschrift „PZ“ der Bundeszentrale für politische Bildung, Ausgabe Nr. 104, Dezember 2000, S. 30

Damit Marie lernte, die Freunde zu wechseln wie die Hemden, geriet sie auch an Edmondo. Sie hatte vorher von ihm gesprochen als „dem Kind, das haut“. Dann war ihr aufgefallen, daß er regelmäßig eine bestimmte Gruppe Kinder in der Klasse angriff, nämlich Jungen, „die eine solche Haut haben wie ich“, und so kam heraus, daß er zu den „Gefärbten“ gehörte. Offenbar brauchte dieser Edmondo gar keinen Anlaß für einen Streit, sondern warf einen beliebigen Rosahäutigen zu Boden und setzte sich auf ihn und machte ihn mit Fäusten fertig. Die Genossen des Opfers nahmen oft an, die Auseinandersetzung stamme doch aus einem Grund, und hielten sich an ihre Regel, daß man in einem Zweikampf nicht eingreift. Nun kam Marie und legte eine Hand auf seinen Arm und sagte: Laß das, auf Deutsch, und nicht als Befehl, sondern als Wunsch, und damit er sie ganz sicher verstand, schüttelte sie auf eine gefällige Weise den Kopf, so daß Edmondo in seiner namenlosen Verblüffung den Kampf vergaß, der ihm eben noch unausweichlich gewesen war. Er ging der merkwürdigen Person mit der sonderbaren Sprache nach und hielt sie von Stund an als seine Freundin, und zwar nicht wie die schwarzen Mädchen der Klasse, denen er nach wie vor den meist ungnädigen Pascha machte, sondern wirklich wie ein Kind, das man verstehen, erfreuen und beschützen will. Als Maries Beschützer hätte er noch bequemer in Gelegenheiten zum Puffen und Schlagen kommen können, aber Marie hielt ihn zurück, indem sie sich den Anschein gab, als sei sie nur für ihn da und David Double-U gar nicht im Raum vorhanden. Sie hatte auch keine Angst vor ihm. Die Erzieherinnen beobachteten die Freundschaft zwischen dem schwarzen und dem europäischen Kind mit Erstaunen, aber auch erleichtert, denn jetzt kam es seltener vor, daß Edmondo Bauklötze warf mit der Absicht ein Auge zu treffen, und fast gar nicht mehr mußten sie ihn herausreißen aus einer Schlägerei, die für das unterlegene Kind hätte mit einem Knochenbruch enden können. Denn Edmondo war ganze acht Jahre alt und in Maries Klasse nur wegen der vierjährigen Verspätung in der Entwicklung seines Gemüts, und Edmondo besuchte den Kindergarten mit dem Stipendium der Kirche selbst und galt als erstes Objekt eines Experiments, und vor der Verweisung aus dem Haus schützte ihn dann noch seine Hautfarbe.

(Uwe Johnson, Jahrestage. Aus dem Leben von Gesine Cresspahl)

„Vielleicht würde ich mir die Schule ganz wegwünschen ...“

Annäherung an die seelischen Befindlichkeiten männlicher Jugendlicher

Andreas Krebs

Mitte der neunziger Jahre hatte das Bundeskriminalamt (BKA) ein aufwändiges Forschungsprojekt über Gewalt und Kriminalität unter Jugendlichen in Auftrag gegeben. Der Abschlussbericht zu dieser Studie wurde am 2. Juli 2003 mittags in Wiesbaden vorgestellt (1). Am selben Tag, etwa drei Stunden zuvor, suchte im bayerischen Coburg erneut ein jugendlicher Schüler durch Selbsttötung den Ausweg aus einer Krise.

Zur Wirklichkeit unserer Schulen gehört auch diese Gewalttat dazu. Doch Grenzfälle zu verallgemeinern oder zur Spitze eines „Eisbergs“ von Gewalt männlicher Schüler zu monekeln, wäre eine Missachtung des Rechts von Schülern auf unser Wohlwollen und unsere professionelle Unvoreingenommenheit. „Auch wenn die Gewalt junger Menschen ein hochaktuelles Thema ist“, so die Autoren der BKA-Studie, „sollte die Diskussion nicht zu sehr durch spektakuläre Einzelfälle und kurzzeitige statistische Zahlen geprägt werden“ (2).

Schule ist ein Abbild unserer Gesellschaft und zugleich ein wesentlicher Ausschnitt der Welt Jugendlicher. Auch spielen die schulischen Erlebnisse für ihr seelisches Wohlbefinden – das haben sie in Gesprächen wiederholt berichtet (3) – eine bedeutende Rolle. Im folgenden Beitrag liegt der Schwerpunkt daher auf dem Erfahrungsraum Schule.

Wachsende psychische und psychosoziale Risiken

Mit dem Buch „Kleine Helden in Not“ (4) begann eine gesellschaftliche Sensibilisierung für die höheren gesundheitlichen Risiken männlicher Kinder/Jugendlicher. Dies betrifft insbesondere psychosoziale und seelische Bereiche: „Mädchen im Kindes- und Jugendalter“, so ein Kinder- und Jugendpsychiater, „fallen erstens kinder- und jugendpsychiatrisch weniger auf und zweitens weniger durch die sogenannten expansiven Verhal-

tensauffälligkeiten. Besonders die Störung des Sozialverhaltens ist eine Domäne der Jungen.“ (5) Jungen leiden zudem häufiger unter Stottern und Zwangsvorstellungen, und an Sonderschulen sind sie in der Überzahl (6).

Zugleich haben die Veränderungen in Gesellschaft, Familie und Schule während der letzten Jahrzehnte zu einem Anwachsen der Gesundheitsbelastung für die nachkommende Generation geführt, besonders bei den „psychosozialen Störungen“ (7). Angesichts der ohnehin höheren Gesundheitsrisiken von Jungs ist anzunehmen, dass der Zuwachs an psychischen/psychosozialen Belastungen bei ihnen besonders stark ausfällt.

Aggressivität und Gewalt – Ausdruck geschwächter seelischer Gesundheit

Aggressionen von SchülerInnen sind ein komplexes Geschehen, an dem biologische, kognitive, innerfamiliäre und soziale Faktoren beteiligt sind (8); die Bedeutung systemischer Zusammenhänge (z.B. aggressives Verhalten eines Jungen, der dadurch im System Familie bzw. Klasse eine ausgleichende Funktion übernimmt) ist m. W. noch nicht näher erforscht (9).

In der traditionellen Kinder- und Jugendpsychiatrie zählen „aggressive Verhaltensstörungen“ zu den häufigsten Krankheitsbildern. Sie beginnen oft früh und sind eher schwer zu behandeln. Nach repräsentativen Elterneinschätzungen in Deutschland treten sie bei 3% der Mädchen und 6% der Jungen auf (10). Allgemein wird unterschieden zwischen impulsiver (offen, reaktiv, oft mit negativen Folgen für den Aggressor) und instrumenteller Aggression (kontrolliert, verdeckt, oft mit delinquenten Anteilen und positiven Konsequenzen); „Störungen des Sozialverhaltens“ kommen häufig zusammen mit „hyperkinetischem Syndrom“ oder „Impulsstörungen“ vor (11).

Seit kurzem wird konzeptuell auch unterschieden zwischen physischer/direkter Aggressivität, zu der eher aggressive Jungen neigen, und sozialer/indirekt-relationaler Aggression, z.B. Verletzen von Beziehungen einer anderen Person oder ihrer Zugehörigkeitsgefühle; hierzu neigen eher aggressive Mädchen (12). Wie eine Studie über „Bullying“ an Schulen (13) zeigte, ändern sich die Zahlenverhältnisse betroffener Mädchen/Jungen, wenn relationale Aggression als Form aggressiv-schädigenden Verhaltens unter SchülerInnen mitberücksichtigt wird: Bei den relational aggressiven Bullies dominieren Mädchen, das Überwiegen von Jungs als Täter/Opfer nimmt deutlich ab.

Anerkennung, Selbstwertgefühl und Stress

Das liebevolle Annehmen der eigenen Person ist eine grundlegende Voraussetzung für psychisches Wohlbefinden. Es zeigt sich darin, wie eine Person sich selbst erlebt und über sich denkt. Zudem wirkt es sich auf die körperlichen Vorgänge des Organismus aus. Findet ein Mensch nur wenige Möglichkeiten, sich selbst anzuerkennen, gerät er seelisch unter Druck. Sein Denken und Wahrnehmen werden eingengt und seine kognitiven Leistungen lassen nach. Er verliert an Handlungsalternativen. Dauert diese „seelische Dürreperiode“ an, nimmt auch die körperliche Leistungsfähigkeit ab.

SchülerInnen brauchen auch in der Schule Quellen der Anerkennung – vor allem vertrauensvoll-freundschaftliche Beziehungen zu einigen Mitschülern und Lehrpersonen. Das beschreiben Wissenschaftler wie Reinhard Tausch (14), der seit vielen Jahren den Umgang mit Stress erforscht, und viele Heranwachsende berichten davon (15). Doch schon im gewöhnlichen Schulalltag machen Jugendliche vielfältige Erfahrungen, die ihr Selbstwertempfinden verletzen können.

Schulische Jugendgewalt, gleichsam die laute „Außenseite“ des Geschehens, ist in der vergangenen Dekade zunehmend untersucht worden. Die leisere „Innenseite“ hiervon, insbesondere das Erleben von emotionaler Belastung und psychischem Stress, ist speziell für männliche Schüler bislang kaum erforscht. Einige Bereiche seelisch stressender Erfahrungen heranwachsender Schüler werden nachfolgend skizziert.

Gegenseitiger Respekt: oft mangelhaft

Im Rahmen des Hamburger EU-Projekts „Arianne – Jungenförderung“ fragten wir jugendliche SchülerInnen danach, wie sie sich selbst und ihr schulisches Umfeld (z. B. die MitschülerInnen und deren Verhalten, ihre Lehrpersonen, Unterricht, Fächer) einschätzen (s. Kasten). Viele Jugendliche berichteten von verbalen Auseinandersetzungen im Rahmen von Klassendiskussionen, in denen sie Respekt und Achtsamkeit für einander vermissten (16). In Fragebögen und vertiefenden Einzelgesprächen schilderten sie ihre Erfahrungen hierzu, z. B. den defensiven Umgang mit solchen abwertungsverheißenden Situationen: „Es sind an sich so drei, vier Gruppen, die immer gegeneinander hetzen. Ich halt' mich da grundsätzlich raus, ich seh' da keinen Sinn drin, mich irgendwie zur Sau machen zu lassen.“ (17)

Zur Bedeutung von Lehrpersonen

Die Schilderungen der Jungen zeigten, dass ihnen beim Einschätzen von Unterrichtsprozessen oft die Persönlichkeit der/des unterrichtenden Erwachsenen und seine Unterrichtshaltung wichtiger war als methodisch-didaktische Kompetenz. Vor allem Humor/Freundlichkeit, Respektabilität/Durchsetzungsvermögen und Verständnis/Empathie schätzten die Jungs an ihren Lehrkräften (18).

Andreas Krebs (2002): Sichtweisen und Einstellungen heranwachsender Jungen. Ergebnisse einer Befragung an Hamburger Schulen. Hrsg.: Behörde für Bildung und Sport, Hamburg (96 Seiten)

Inhalt: Es werden Forschungsergebnisse berichtet und diskutiert, die während des EU-Projekts „Arianne – Jungenförderung“ an fünf Hamburger Schulen mittels Fragebogen und Einzelgesprächen erhoben wurden. Im Mittelpunkt stehen geschlechtsspezifische Wahrnehmungen, mit denen die adoleszenten Jungen sich und ihre schulische Umgebung einschätzen.

Einige Befunde: Jungen haben im Schulalltag vielfältige selbstwertverunsichernde Erfahrungen zu bewältigen. Die aufrichtig-verantwortungsbewussten Züge im Selbstbild vieler Jungen und in erlebten Episoden weichen von der überwiegend selbstsicher-aggressiven Einschätzung der Jungen durch andere erheblich ab. Grenzüberschreitungen von Schülern gegenüber Mädchen werden von diesen viel eher wahrgenommen als von Jungen. Für die Wahrnehmung/Bewertung von Unterricht spielt die geschlechterbezogene Dimension LehrerInnen-Persönlichkeit eine herausragende Rolle. Die Zukunftsoptionen vieler Schüler zeichnen sich durch eine starke Ausrichtung aufs Berufliche aus, d. h. auch durch das Fehlen von kurzfristigeren (schulischen) und privaten Perspektiven.

Weiterhin werden strukturelle Voraussetzungen und Ansätze zur Berücksichtigung schulischer Belange von Jungs herausgearbeitet. Auch etliche praxisbezogene Leitfragen zur Umsetzung schulischer Jungenförderung werden formuliert. Ein Anhang mit forschungsmethodischem Glossar und thematischen Literaturlisten schließt den Bericht ab.

Bezugsadresse:
Schulinformationszentrum SIZ,
Hamburger Straße 35, 22083
Hamburg
Hannelore Klemm, Tel: 040-
42863-2727, Fax: -4035
E-mail: siz@schule.hh.shuttle.de



Die Auswertung von gut 60 Einzelgesprächen mit Jugendlichen über Gewalt an Schulen ergab, dass Lehrpersonen aus SchülerInnen-Sicht eine herausragende Rolle beim Umgang mit schulischer Gewalt spielen (19). Für einen wichtigen Einfluss der Lehrenden auf das schulische Wohlbefinden von Jungen spricht allerdings auch, dass viele Schüler sich am

ehesten durch Lehrerverhalten unter Druck gesetzt fühlen – in unserer Studie jeder vierte, gegenüber 11% durch Tests/Noten (20).

Umgang mit belastenden Erlebnissen

Ebenso oft wie Mädchen reagieren Jungen auf schlechte Noten mit

schlechten Gefühlen – sie fühlen sich „beschissen“ oder „blöd“ (21). Während aber die Schülerinnen sich dazu viel konkreter äußern, stellen die Schüler Gefühle wie Ärger, Bedrücktsein, Scham nur knapp und selten konkret dar. Ähnlich verhält es sich auch mit den Reaktionen auf erfreuliche Zensuren. Das Schildern von inneren Befindlichkeiten scheint ihnen weniger zu liegen.

Dieses Phänomen ist nicht beschränkt auf schulische Belange, und es birgt das Risiko innerer Vereinsamung. Eine aktuelle Studie zu Einsamkeit von Jugendlichen ergab, dass Schutz vor Einsamkeit vorrangig in einer guten Integration bei Gleichaltrigen oder zumindest in der Familie liegt; wichtig ist allerdings auch, das Bedürfnis nach einem Gespräch wahrzunehmen und es zu suchen (22). Die Autoren kommen zu dem Schluss, dass Jungen sich offenbar ebenso häufig einsam fühlen wie Mädchen, dies aber viel seltener zugeben; entsprechend führen Jungs weniger hilfreiche Gespräche über Probleme oder belastende Gefühle.

Solche Gespräche brauchen eine starke Vertrauensbasis. Viele Schüler ahnen aber offenbar kaum, was ihre Lehrkräfte von ihnen persönlich denken. Unsere Studie zeigte, dass Jungen insgesamt eine unklarere Vorstellung hiervon haben als Mädchen (23). Wie aber soll ein Schüler sich einer Lehrkraft anvertrauen, wenn er unsicher ist, was sie von ihm hält? Dieser Schritt braucht dann umso mehr Mut.

Eigene Stärken einbringen können – oder nicht

Bei den von uns befragten Jungen war Deutsch mit Abstand das unbeliebteste Fach und für etliche von ihnen offenbar mit großem Verunsicherungspotential verbunden. So wird diesem Fach einerseits eine große Bedeutung fürs spätere Leben beigemessen, nach Meinung der

Jugendlichen auch bei Eltern und Lehrkräften (24). Andererseits können viele Schüler die gewichtige Rolle dieses Faches nicht mit entsprechenden Leistungen aufwiegen – die Durchschnittsnoten der Jungs lagen deutlich unter denen der Mädchen. (25)

Zur allgemeinen Fokussierung auf körperferne Lernprozesse kommen in Deutsch womöglich Verbalisierungsdruck und emotionalisierende Inhalte hinzu – für manchen Schüler sehr hohe Anforderungen. Typische Gründe für die Unbeliebtheit lauten: „Ich kann nicht gut formulieren“ oder gar „Ich hasse Aufsätze“. Doch bei den meisten Schülern ist die Lehrperson ausschlaggebend: „schlechte Lehrerin“ oder „Ich mag den Lehrer nicht“, heißt es oft (26).

An erster Stelle der Beliebtheit steht für die meisten Jungen Sport. Sie sehen darin „die einzige Chance, mich auszuzeichnen“ oder um „den Schulstress auszutoben“; er ist als „Abwechslung vom ewigen Herumlungern“ wichtig und „weil man da nicht so beklemmt ist wie im Unterricht“ (27). Aber daneben kann dieses Fach aus einem weiteren Grund gut für ihr seelisches Wohlbefinden sein: Denn wie Mathematik und Geschichte, die ebenfalls sehr beliebt sind, bietet Sport vielen Schülern die Möglichkeit, eigene Stärken und Begabungen einzubringen und dafür mit schulischer Anerkennung belohnt zu werden. Solche Erfahrungen fördern den Selbstwert.

Damit kommt dem körperbetonten Fach Sport eine wichtige kompensatorische Funktion im Schulalltag von Jungs zu, die bedeutsam ist für ihr Selbstwerterleben. Es sollte jedoch engagiert und fair angeleitet werden. Denn wenn manche Jungs gar nicht auf ihren Sportunterricht stehen, dann ebenfalls zuerst wegen der Person des Lehrers: „unenthusiastisch“, „benotet schlecht“ (28).

Schlussfolgerungen

Es zeigt sich, dass zur Erhellung der seelischen Situation männlicher Jugendlicher und als Grundlage für einen professionellen, stärkenden Umgang mit ihnen nicht nur Wissen über sie (aus soziologischen, psychiatrischen, kriminalistischen Studien) notwendig ist, sondern immer mehr das Wissen von den Jungen selbst (29) – ihr erlebtes Erfahrungswissen. Dazu müssen die Schüler selbst unmittelbar zu Wort kommen können (30).

Die Stärkung und Gesunderhaltung von Jungen an Schulen ist eine Zukunftsaufgabe mit gesellschaftlicher Bedeutung. Eine wichtige Voraussetzung für erfolgreiche schulische Jungenarbeit ist zunächst die weitere Sensibilisierung von Schulen, gestärkt durch Bildungsbehörden mit Mut zu diesem noch nicht ganz überschaubaren Aufgabefeld. Die bisherigen Erfahrungen von KollegInnen müssen bekannt gemacht, die existierenden Ansätze vernetzt und ausgeweitet werden – Jungenarbeit soll Schule machen können. Wesentlicher Faktor sind die beteiligten Lehrer und ihre Kolleginnen; sie sollten auf eine geschlechterbewusste Gestaltung von Lehreraus- und -fortbildung zurückgreifen können.

Wenn in der Öffentlichkeit ein einseitiges Bild von männlichen Kindern/Jugendlichen dominiert, ist davon auszugehen, dass dies auf die Jungen zurückwirkt. Die Systemtheorie kennt so etwas als Prinzip der Rückkopplung. Das Feedback, das Schülern auf diese Weise einen „Risikofaktor Mann“ (31) anlastet, trägt gewiss nicht zur Stärkung ihrer seelischen Ausgeglichenheit bei. Hier ist also fairer Umgang mit Informationen gefragt.

Auch sollten Wohlbefinden und psychosoziale Stärken von Schülern aufmerksam empirisch untersucht werden, um den aktuellen defizitorientierten Diskurs wieder ins Gleichge-

wicht zu bringen. Kraftvoll-positive Berichte von seelisch gesunden Jungs können nicht nur Schülern nützen, sondern – angesichts aufmerksamkeitsheischender Grenzfälle wie jener in Coburg – auch uns gut tun. Die bislang vorliegenden Schilderungen von Schülern über stärkende Erfahrungen sind jedenfalls vielversprechend, und sie können Wesentliches auf den Punkt bringen (32): „Wohlfühlen tu ich mich, wenn die richtigen Leute dabei sind.“

Anmerkungen

- (1) Friedrich Lösel / Thomas Bliesener: Aggression und Delinquenz unter Jugendlichen – Untersuchungen von kognitiven und sozialen Bedingungen, Neuwied 2003
- (2) Lösel / Bliesener, a.a.O., S. IIIV
- (3) Vgl. Inghard Langer, Überlebenskampf im Klassenzimmer, Freiburg 1994; Andreas Krebs, Über Gewalt an Schulen – Was Schüler/innen berichten und welche Rolle Beziehungen zu Erwachsenen spielen, Diplomarbeit FB Psychologie, Universität Hamburg 1994
- (4) Dieter Schnack / Rainer Neutzling, Kleine Helden in Not, Reinbek 2000 (überarbeitete Neuauflage)
- (5) Michael Schulte-Markwort, Gewalt ist geil, Stuttgart 1994, S. 136
- (6) Vgl. Schnack/Neutzling, a.a.O., S. 107ff.
- (7) Vgl. Helmut Remschmidt, Veränderte Kindheit, in: Dt. Ärztebl. 1997, 94: A-2127-2131 (Heft 33)
- (8) Vgl. Franz Petermann, Aggression – Einführung in den Themenschwerpunkt, in: Kindheit und Entwicklung, Januar 2000, Vol. 9, No. 1, S. 1-2
- (9) Einen Überblick mit Fallbeispielen gibt Marianne Franke-Gricksch, Du gehörst zu uns! – Systemische Einblicke und Lösungen für Lehrer, Schüler und Eltern, Heidelberg 2002.
- (10) M. Döpfner u. a., Psychische Auffälligkeiten und psychosoziale Kompetenzen von Kindern und Jugendlichen in den neuen und alten Bundesländern, in: Zeitschrift für Klinische Psychologie, 1998, 27, S. 9-19; zit. nach: Klaus Schmeck / Fritz Poustka, Biologische Grundlagen von impulsiv-aggressivem Verhalten, in: Kindheit und Entwicklung, Januar 2000, Vol. 9, No. 1, S. 3
- (11) Vgl. Schmeck/Poustka, a.a.O.
- (12) Vgl. Petermann, a.a.O.
- (13) Gert Jugert u. a., Geschlechterunterschiede im Bullying: Indirekt-/relational- und offen-aggressives Verhalten unter Jugendlichen, in: Kindheit und Entwicklung, Oktober 2000 Vol. 9, No. 4, S. 231-240. – Bullying meint wiederholte schädigende Handlungen eines (oder mehrerer) Stärkeren gegen einen Schwächeren über einen längeren Zeitraum, meistens in Form von Beschimpfen/Spotten, aber auch als Schlagen/Bedrohen oder Ausschließen.
- (14) Vgl. Reinhard Tausch, Hilfen bei Stress und Belastung, Reinbek 2002 (10. Aufl.)
- (15) Vgl. Andreas Krebs, Sichtweisen und Einstellungen heranwachsender Jungen – Ergebnisse einer Befragung an Hamburger Schulen, hrsg. von der Behörde für Bildung und Sport, Hamburg 2002, sowie: Langer, a.a.O., S. 192-207
- (16) Andreas Krebs, Frei sein für die Vielfalt der Erfahrungen von Schülern – Eine Ergänzung der Bestandsaufnahme anhand Persönlicher Gespräche, in: Behörde für Schule, Jugend und Berufsbildung (Hg.): Projekt Arianne – Abschlussbericht, Teil 3: Schülerbefragung, Hamburg 1998, S. 10
- (17) ebd.
- (18) Vgl. Krebs 2002, S. 33f und S. 63ff
- (19) Vgl. Krebs 1994
- (20) Krebs 2002, S. 36
- (21) ebd.
- (22) Katrin Halfmann/ Reinhold Schwab, Einsamkeit bei Jugendlichen – Zur Bedeutung des Kontakts zu Familie, Gleichaltrigen und Schule, Hamburg 2003
- (23) Krebs 2002, S. 37
- (24) Krebs 2002, S. 28f
- (25) Das niedrigere Leistungsniveau von adoleszenten Jungen im sprachlichen Bereich ist kein regionales Phänomen. So ergab PISA 2000 bekanntlich, dass die 15-jährigen Schüler hinsichtlich ihrer Lesekompetenz weltweit schlechter abschneiden als die gleichaltrigen Mädchen; vgl. Petra Stanat / Mareike Kunter, Geschlechtsspezifische Leistungsunterschiede bei Fünfzehnjährigen im internationalen Vergleich, in: Z. f. Erzwiss, 4. Jg., Heft 1/2002, S. 28-48
- (26) Alle vier Schülerzitate aus: Krebs 2002, S. 30
- (27) Krebs 2002, S. 29
- (28) ebd.
- (29) Diese Unterscheidung stammt von dem Hamburger Persönlichkeitsforscher Inghard Langer; vgl. I. Langer, Das Persönliche Gespräch in der psychologischen Forschung, Köln 2000, S. 15. Er bezieht sich auf das Wissenschaftsverständnis von Carl Rogers, der nach Jahrzehnten therapeutischer und wissenschaftlicher Arbeit resümierte: „Wissen ruht auf dem Subjektiven: Ich erfahre etwas, in diesem Erfahren existiere ich, in diesem Existieren ‘weiss’ ich in einer gewissen Hinsicht, habe ich eine ‘gefühlte Sicherheit’. Alles Wissen, eingeschlossen das wissenschaftliche Wissen, ist eine weit ausgedehnte Pyramide, die auf dieser kleinen persönlichen, subjektiven Basis ruht.“ (Rogers 1968, zit. nach R. Hutterer, Authentische Wissenschaft, in: Persönlichkeitsentwicklung durch Begegnung, Wien 1984, S. 235)
- (30) Hierzu eignen sich vorrangig qualitative Forschungsmethoden. Unsere Erfahrungen mit persönlichen Gesprächen zu Gewalt an Schulen belegen die Ergiebigkeit eines solchen Ansatzes; vgl. Krebs 1994, Langer 2000
- (31) So der fragwürdige Titel des 7-seitigen Dossiers zum Frauentag von Jürgen Neffe in der „taz“ vom 08./09.03.2003
- (32) Krebs 1998, S. 7

Die Mißverständnisse zwischen Freunden sind niemals sehr tiefgründend, solange kein Dritter auftaucht. (Romain Rolland, Johann Christof)

Lebensentwürfe und Körperkonzepte von Jungen

Alles Rambo – alles roger?

Matthias Weikert

Hiermit möchte ich einige Überlegungen zum Thema „Körperkonzepte von männlichen Jugendlichen“ vorstellen. Mich interessiert dabei, welche Entwicklungsgeschichten und Persönlichkeiten hinter den beobachtbaren Abbildungen von männlichen Körper-Bildern/„body-images“ stehen, die ich ursprünglich für einen diagestützten Vortrag aus verschiedensten Medien zusammengestellt habe.

Ich konzentriere mich hierbei eher auf problematische Aspekte des Themas, meine aber nicht, dass ein Körper-Ideal oder die Arbeit am Körper grundsätzlich problematisch seien. Es kann Spaß machen, einem (muskulösen) Körper-Ideal nachzustreben.

Die beobachtbare Vielfalt an Körper-Bildern, Körper-Typen, Körper-Inszenierungen ist allerdings überwältigend. Alles scheint möglich. Doch trotz aller Vielfalt der „body images“ scheint bei der Darstellung von männlichen Körpern ein bestimmtes body-image zu dominieren: das ist der durchtrainierte (schlank-)muskulös-athletische Körper. Mit ihm assoziieren wir: klassisches Macho-Image, Körper-Erotik, Muskel-Kraft, Sieger-, Kämpfer-, Einzelgänger-Typ, starker Kerl. Für dieses Körper- und Männer-Ideal steht „Rambo“ als Symbol.

Körperkonzept – Körper-Bild – Body Image

Mit dem Begriff „body image“ wird in der sozialwissenschaftlichen Literatur Folgendes zusammengefasst (1):

- das geistige Bild, die Vorstellung über die eigene körperliche Erscheinung (vgl. z.B. Cox 1990);
- das Körperschema als das „Innewerden des eigenen Körpers in Gestalt eines räumlichen Vorstellungsbildes“ (Hehlmann 1968);
- „sämtliche von einem Menschen geäußerten Einstellungen und Bewertungen, die zu dem Erleben des eigenen Körpers ... in einer direkten oder indirekten Beziehung ste-

hen.“ (Bergler 1984).

Der Begriff „body image“ umfasst also eine Vielzahl von emotionalen, kognitiven und perzeptiven Phänomenen (Shontz 1969) und impliziert Vorstellungen über den Körper sowie Bewertungen und Aussagen über die Körperzufriedenheit.

Wer ist „Rambo“?

(John) Rambo ist eine Filmfigur, dargestellt durch Sylvester Stallone, bekannt auch als Darsteller der Boxerfigur „Rocky“. Stallone zeigt in seinen Actionfilmen bevorzugt seinen muskulösen, gestählten Körper und guckt dabei gleichzeitig seltsam melancholisch aus seinen Augen in die Welt.

Die Filmfigur „Rambo“ war Mitglied einer Spezialeinheit im Vietnam-Krieg. Rambo sucht nun nach dem Krieg seinen einzigen Freund. Dabei erlebt er viele Konflikte in der zivilen (zivilisierten?) Welt. Als man ihm einmal zur Strafe sein langes Haar abschneiden will, brennt seine Sicherung durch: Er will Gerechtigkeit, erlebt aber das Gegenteil und wehrt sich. Ein männliches Selbstjustiz-Programm läuft an (s.a. Kleists Novelle „Michael Kohlhaas“). Die dabei entstehende Gewalt richtet sich zwar primär nach außen, gleichzeitig aber auch gegen den eigenen Körper.

Seltsam, dass dieser Kraftprotz, der aus allen Nähten platzt, gleichzeitig diesen traurig wirkenden Blick hat. Wir ahnen: er ist letztlich ein einsamer Mann. Er scheint unverwundbar und mächtig, ein ganzer Mann zu sein und ist dennoch wie ein Junge: seine Vorhaben wirken unrealistisch für einen einzelnen Mann. Sie symbolisieren die Allmachtsphantasien von Jungen und Männern, herrschendes Unrecht in der Welt auf eigene Faust und mit einem Schlag besiegen zu wollen. Nur vergisst er sich selbst dabei: er ist selbst-los, ohne sein „Selbst“.

Die Frau wird im Film ganz ausgeblendet. Eine Flucht vor der Auseinandersetzungen mit ihr? Der Wunsch nach Eigenständigkeit und dem „reinen Gespür purer Männlichkeit“ wird symbolisiert durch einen perfekten muskulös-athletisch-harten Körper. Immer wieder muss er testen, wozu er fähig ist, um zu ahnen, wer er wirklich ist. Denn in ihm sind Leere, Zweifel, wer er wirklich ist.

Wollen wir, dass Jungen so sind, bzw. wollen wir, dass Jungen nur so sind?

Männerkörper als Objekte der Begierde

Der Mann – und zwar der fast oder ganz unbekleidete Mann – ist in den Medien „trendy“ geworden (er zieht mit weiblichen Models gleich). Er lässt vor der Kamera nicht nur Sakko und Hemd, sondern auch die Hose runter. Mit einem ästhetisch geformten männlich-muskulös-athletischen Körper ist er zum sexualisierten Lust-Objekt der Begierde in der Werbung geworden.

Allerdings sind da neuerdings auch die „Boy- oder Teenie-Groups“ wie „Take That“, die eher jungen, attraktiven Teenies mit ihren sportlich durchtrainierten Körpern. Hier zählt nicht so sehr die Kraftmeierei, sondern eine eher panterhafte Eleganz, eine cool und lässig sowie erotisch-lasziv gepflegte narzisstische Erscheinung. Schlank und leicht-muskulös: es soll lieber kein bisschen mehr sein!

Es geht also um die Verkörperung eines „Manns-Bildes“, das am ehesten mit sich selbst im (Körper)-Kontakt steht, in der narzisstisch-exhibitionistischen Erwartung der Bewunderung durch andere Männer und/oder Frauen.

Der Körper dient der Imagepflege: „Seht wie ich aussehe! Ich stell' was dar!“ Hände greifen in eindeutig-zweideutige Regionen, genitale Gesten lenken rotzfroh den Blick aufs

„beste Stück“ und machen deutlich, worum es eigentlich geht: der Mann als Sex-Protz und Pin-Up. Hier wirbt er mal eben als Blickfang für ein Duftwässerchen. Schon in Anzeigen für Kinder- und Jungenmode ist oft eine erstaunlich echt wirkende „Macho-Imitation“ zu beobachten, die einen fast übersehen lässt, dass einem noch ein Junge gegenübersteht.

Das harte, muskel-gepanzerte Körperbild ist dabei vermutlich Ausdruck eines auf Abwehr getrimmten Männlichkeitskultes: bloß nicht weich werden, bloß keine Schwäche zeigen, bloß keinen verbindenden Kontakt zu anderen Männern.

Der Preis, dieses Ideal zu erreichen (wer ist der Stärkste, Schönste, Geilste?) ist meist hoch: ständiges Training, Missbrauch von Anabolika, Isolation durch Training, soziale Beziehungen werden vernachlässigt, Leistungsstress, Konkurrenzdruck entsteht. Der Körper wird funktionalisiert: er muss leisten, um bewundert zu werden. Gelebt wird eher nach dem Motto „Ich habe meinen Körper“ und nicht „Ich bin mein Körper“. Parallel zum Körper wird die Seele mit verhärtet: aus einem Jungen wird ein „cooler Typ“ mit einem „geilen body“.

Daneben gibt es sicher auch ganz andere Bilder von Jungen, Jungen-Körpern, Jungen-Konzepten: Alternative, Punks, Jungen mit buntgefärbten Haaren, in Schlabberhosen oder in „Post-Hippie-Kostümierung“ oder auch zart und verletzlich wirkende, verträumte, schönheitsbewusste, ephemerhafte, weiblich wirkende, androgyne und eben auch schwule Jungen. Aber diese werden dann schnell auch als Abweichler, „Schwulis“, „Weich-Eier“ abgewertet.

„Große Muckis, großer Schwanz“, dann hat die Welt für einen richtigen Jungen in Ordnung zu sein. Was für Männer mit welchen Eigenschaften

und welchem Verhältnis zum eigenen und anderen Geschlecht wollen sie sein? Ist alles o.k., wenn der Körper so aussieht, wie er aussehen soll?

In einer Zeit, in der die Vorstellungen davon, was ein richtiger Mann ist, so im Umbruch und im Fluss sind, kaum allgemeingültige bzw. orientierende Normen zu erkennen sind und alles möglich zu sein scheint, ist für viele Jungen das Festhalten am klassischen „starken Mann“ möglicherweise eine „psychische Krücke“, um Identitäts-

konflikten und Infragestellungen zu entgehen. Andererseits erzeugt das für viele Jungen, die (noch) nicht so aussehen wie diese Ideale, einen starken Leistungsdruck, insbesondere, wenn der innere Kern des eigenen männlichen Selbstwertgefühls nicht sehr unterstützt wurde und unsicher ist, was bei nicht wenigen Jungen der Fall zu sein scheint.

Ein „richtiger“ Mann, ein „richtiger“ Junge sein zu müssen, gleicht einem Zwang: andernfalls entsteht sehr



schnell die Angst, als Schwuler zu gelten. Dies stellt für Jungen oftmals eine große Belastung dar: das eine will „mann“ sein, das andere, nämlich schwul, darf „mann“ unter keinen Umständen werden. Damit werden die Bereiche assoziiert, die nicht ins Rambo-Ideal passen: Sehnsucht, Lachen, Hingabe, Weichheit, Schwäche, Angst.

„Softie sein“ oder „Macho bleiben“ sind da schon eher Alternativen, als hetero-, bisexuell oder schwul sein. Obwohl die Reaktionen vieler Frauen für Männer heute sehr verunsichernd zu sein scheinen, wollen sie doch vom Mann sowohl das eine (den Macho und „richtigen Kerl“, den „starken Mann“) als gleichzeitig auch das andere (den „Softie“, den einfühlsamen, zärtlichen Partner) haben. Sollte Mann-Sein also ein „Schwebestadium“ zwischen Macho und Softie, aktiv und passiv, männlich und weiblich, hetero- und bisexuell sein? Soll's ein „Moftie“ werden?

Entwicklungspsychologische Aspekte

Der Begriff „body image“ führt zu frühen Erfahrungen zurück, besteht doch der erste Kontakt zwischen dem Neugeborenen und der Mutter im haut-engen Körperkontakt. Am Anfang spricht das Neugeborene mit dem Körper mit der Mutter und sie mit ihm, ja, es ist ganz Körper.

Es gibt dabei die Annahme angebotener geschlechtsspezifischer Prädispositionen, die zur Bildung der sexuellen Geschlechtsidentität beitragen. Gleichzeitig belegen zahlreiche Untersuchungen, dass Eltern, sobald sie das Geschlecht des Neugeborenen kennen, geschlechtsspezifisch reagieren. Beispielsweise werden Jungen in den ersten drei Monaten häufiger hochgenommen, in den ersten fünf Monaten häufiger aufrecht gehalten und insgesamt stärker ermutigt, die Umwelt zu erkunden. Männlichkeit wird also schon früh mit der Lust an

motorischer Erregung und Risiko assoziiert.

Das individuelle „body image“ ist ein dynamisches Konzept, beginnt in der frühen Kindheit (L. Kaplan spricht vom „Körpergeist“ des Neugeborenen) und entwickelt sich in Abhängigkeit vom Körperwachstum, Körperverletzungen, Erkrankungen und anderen Einflüssen. Bei Eintritt in die Pubertät besteht meist eine relativ stabile und integrierte Vorstellung vom eigenen Körper mit dem Gefühl einer eindeutigen Geschlechtszugehörigkeit (wiewohl dies z.B. bei gleichgeschlechtlich oder transsexuell orientierten Jugendlichen sehr anders sein kann).

Das Jugendalter ist geprägt von Reifungsvorgängen und Körperveränderungen. Es ist eine Phase großer Irritierbarkeit und Instabilität nicht nur hinsichtlich des „body image“. Kulturspezifische und geschlechtsspezifische Erwartungen beeinflussen diesen Prozess.

Jungen und Mädchen unterscheiden sich gravierend nicht nur im Stellenwert, den physische Attraktivität für sie einnimmt, sondern auch in der Selbsteinschätzung des Körpers: doppelt so viele Mädchen wie Jungen im High-School-Alter wollen ihr Aussehen verändern. Jungen schätzen sich im Vergleich zu ihren Altersgenossen als attraktiver ein und definieren sich sehr über Körperkraft. Mädchen hingegen definieren sich über schönes Aussehen. Mir scheint, dass äußere Attraktivität heute für Jungen ein ebenso wichtiger Faktor zu werden scheint. Jungen erscheinen insgesamt zufriedener mit ihrem „body image“ als Mädchen.

Fremdbestimmte Opfer?

Vielorts und häufig scheint immer noch stimmen: „Gut ist, was hart macht“, z.B. harte Drogen, harter Umgang mit Alkohol, harter Umgang mit dem eigenen Körper, mit sich

selbst etc. Das klassische Macho-Ideal gilt weiterhin. Entgegengesetzte Ideale wie z.B. androgyn wirkende Körperkonzepte bestehen allerdings auch zeitgleich. Einzelne Peer-groups und die visuellen Medien propagieren dennoch vordringlich das athletisch-muskulös-harte Körper-Ideal. Es besteht dabei die Gefahr, Opfer einer Fremdbestimmung zu werden und die eigene Befindlichkeit, die eigenen Gefühle abzuspalten. Eine zu starke Abhängigkeit von Bestätigungen von außen sowie Leistungsstress können die Entwicklung einer Abhängigkeitsstruktur bahnen und suchtverursachend wirken.

Es fehlen konstruktive Angebote (und zwar nicht nur, aber auch besonders) für Jungen, deren Körperlichkeit von den angesprochenen Idealen weit abweicht, z.B. „zu dicke“, „zu dünne“. Hier liegen ebenfalls mögliche Ursachen für den Missbrauch von Alkohol und anderen Drogen (z.B. Anabolika) zur Kompensation von Unterschieden, die als Defizite erlebt werden. Die Strategie „Mehr Schein, als Sein“ scheint weit verbreitet zu sein, um Unsicherheiten und vermeintliche Unzulänglichkeiten zu kaschieren. Dies ist zu auch zu verstehen als Reaktion der Jungen und Männer auf das Fehlen von Angeboten zur konstruktiven Auseinandersetzung mit sich selbst und/oder ihresgleichen.

Gut wären konstruktive Angebote für Jungen, ihr Junge-Sein gefühlsmäßig durchzuarbeiten und zu erleben. Eine Dortmunder Schüler-Befragung (Zimmermann 1995) hinterlässt den Eindruck, dass Jungen viele Themen für sich nicht gerade gründlich durcharbeiten, sondern klassische vorgegebene und sozial „konservative“ Grundmuster eher wiederholen.

Was also brauchen Jungen, welche Angebote helfen ihnen bei einer produktiven Auseinandersetzung mit den vielfältigen Möglichkeiten, Junge zu sein, Mann zu werden?

Was Jungen brauchen...

Jungen brauchen Angebote, um ihren Körper sensibler spüren zu lernen. Sie brauchen Angebote, um verstehen zu lernen, welches Männerbild sie auch über ihren Körper und den Umgang mit ihm zum Ausdruck bringen („ver-körpern“) und wie sie sich mit ihm fühlen. Und sie brauchen Angebote, um zu lernen, dass sie sich dem Gruppendruck der Medien, der Peer-group usw. auch widersetzen können.

Mit 17, das ist wahr, kann einer schöner sein als Weib und Mann, schön wie Weib und Mann, schön von beiden Seiten her und auf alle Weise, hübsch und schön, daß er zum Gaffen und sich vergaffen ist für Weib und Mann.
(Thomas Mann, *Joseph und seine Brüder*)

Sie brauchen Angebote, um unterschiedliche Körper- und Männerbilder kennen zu lernen, um das ihnen angemessene Identifikations- und Orientierungsmuster zu wählen (der wirkliche und der imaginäre Körper). Männliche Jugendliche brauchen Modelle von positiv gelebter Männlichkeit, von unterschiedlichen Männer-Bildern, die unterschiedliche „body images“ repräsentieren. Sie brauchen dabei reflektierte und erfahrene männliche Bezugspersonen als Ansprechpartner und Begleiter.

Jungen benötigen Angebote, um ihre Geschichte im Umgang mit dem eigenen Körper zu verstehen: Verletzungen, Krankheiten, Selbstwertgefühl im sozialen Vergleich, Sporterfahrungen, sexuelle Erfahrungen, Kämpfe, Erleben der Pubertät, Erleben der Körperbilder in den Medien (z.B.: Wie erleben Jungen die durch Boy-Groups wie „Take That“ u.a. gesetzten Maßstäbe an ihr Aussehen?).

Jungen brauchen körperorientierte Lern- und Selbsterfahrungsangebote in einer vertrauensvollen Atmosphäre, um sich mit ihrem Körper erleben und mit ihm auch positive Erfahrungen sammeln zu können, insbesondere, wenn sie mit ihrem Körper vom herrschenden Ideal abweichen (z.B.

adipöse oder leptosome, sehr hoch- oder kleingewachsene Jungen). Neben den „body images“ geht es auch darum, die „body stories“ zu verstehen: die Geschichten, die diese Körperbilder und die Körper selbst uns erzählen über den Jungen, über den Mann und seine Lebensgeschichte mit seinem Körper.

Jungen brauchen Angebote, die vermitteln, dass sie sich selbst und besonders ihre Gefühle auch anders ausdrücken und mitteilen können als

nur über Körper-/Gewalt-Reaktionen und „body-design“. Sie brauchen Angebote, die zeigen, dass es auch schön sein kann, den eigenen Körper (so wie er ist) zu spüren. Wenn Bodybuilding „Körper-Bau“ ist, dann müssen ja nicht nur „Schutz-Bunker und -Panzer“ aufgebaut werden.

Nötig ist eine Klärung, welche Körper-Ideale und „body images“ wir als Erziehungspersonen und/oder Eltern an Jungen unbewusst und bewusst herantragen. Wie offen sind wir als Erwachsene für bestehende Abweichungen bei den Jungen? Nötig ist eine Klärung unserer eigenen Reaktionen und Ambivalenzen in Bezug auf Körperbilder (Übertragung/ Gegenübertragung). Die vorschnelle Dämonisierung vorhandener Körperideale und Neu-Idealisierung von „emanzipatorischen“ Gegenidealen führt vermutlich lediglich zu einer erneuten Außenorientierung und bringt niemanden zu sich selbst.

Nötig ist weiterhin die Bereitschaft zur Bearbeitung homophober Fragestellungen und die Auseinandersetzung mit verschiedenen sexuellen Orientierungen wie heterosexuell, schwul, bisexuell oder transsexuell.

Jungen – und natürlich nicht nur sie

– brauchen das Gefühl, so angenommen und geliebt zu werden, wie sie nun gerade mal sind.

Schulpraktische Anregungen

Hier seien einige Anregungen für die Arbeit in der Schule gegeben:

Geschlechtstypische Analyse von Spielzeug: Was ist „typisch Junge?“, was „typisch Mädchen“? Arbeit an Fotos der Schüler zum Thema Körperlichkeit, Körperkult. Bild-Collagen zum Thema „Junge sein / Mann sein“, herstellen z.B. mit Reklamebildern und Fotos aus verschiedenen Zeitschriften, die Jungen sich selbst und sich gegenseitig malen und auch fotografieren lassen. Arbeit mit Song-Texten (z.B. Grönemeyer „Männer haben Muskeln“), Liedern, Gedichten, Literatur und Zeitungsartikeln, auch fremdsprachliche Literatur zu diesem Thema durchforsten. Mit Schülern aus anderen Kulturkreisen über deren Erfahrungen und Meinungen sprechen.

Filme zum Thema „Junge sein / Mann sein“ gemeinsam anschauen und besprechen. Schul- und Bilderbücher durchforsten: Wie werden Jungen dargestellt (wie Mädchen)? Eine Schülerumfrage zum Thema durchführen. Die männlichen Lehrer organisieren eine Projektgruppe zum Thema und/oder initiieren eine Jungengruppe. Erstellung von Ideenwänden zum Thema: Was ist ein richtiger Junge / ein richtiger Mann? Aufstellung der Ergebnisse in der Aula, Rückmeldungen dokumentieren, einen Aufsatz in der Schülerzeitung hierzu abdrucken, Diskussionen anstoßen.

Mann sein zwischen Macho, Softie, Macker und Tunte. Wie erleben Jungen (und Lehrer) das Thema Homosexualität in diesem Zusammenhang? Auseinandersetzung mit Bildern, Texten, Theaterstücken, Filmen zum Thema „Männer, die Männer lieben, Männer als Frauen, in Frauenklei-

dern, in Frauen-Rollen". Männer aus Männer- und Schwulenberatungsstellen als Gäste einladen.

Umrisszeichnungen der Körper erstellen: einige Jungen legen sich auf große Papierbahnen, die anderen malen den Körperumriss: dann Eintragung von Verletzungen, Schmerzen, guten Gefühlen etc. Eine Video-Arbeit zum Thema anfertigen. Im Internet nach Texten und Bildern suchen.

Mädchen und Jungen getrennt und dann wieder gemeinsam am Thema „Körperbilder/Körpersprache von Jungen (und Mädchen)“ arbeiten lassen. Den gemeinsamen Austausch fördern.

Anmerkung

(1) Die nachfolgend erwähnten Autoren Cox, Hehlmann, Bergler und Shontz werden alle zitiert nach A. Boeger und I. Seifge-Kenke 1994

Literatur

Dirk Bange und Ursula Enders: Auch Indianer kennen Schmerz. Sexuelle Gewalt gegen Jungen, Kiepenheuer & Witsch, 1995
 Cheryl Benard und Edith Schlaffer: Mütter machen Männer, Heyne, 1994
 Annette Boeger, Inge Seifge-Krenke: Body Image im Jugendalter: Eine vergleichende Untersuchung an gesunden und chronisch kranken Jugendlichen, in: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie, 43, 1994: S. 119-125
 Comelia Helfferich: Jugend, Körper und Geschlecht, Leske und Budrich, 1994
 Luise J. Kaplan: Die zweite Geburt, Piper 1983
 Margret S. Mahler, Fred Pine, Anni Bergmann: Die psychische Geburt des Menschen, Fischer, 1980
 Dieter Schnack, Rainer Neutzling: Kleine Helden in Not, Rowohlt, 1990
 Olga Silverstein, Beth Rashbaum: The

Courage to raise Good Men, Penguin, 1994

Zeitschrift „Jugend und Gesellschaft“, Nr. 4, 1995: Männlich stark und weiblich schlank. Auf der Jagd nach dem schönen Körper (darin verschiedene Aufsätze)

Zimmemann, Peter: Junge, Junge! Theorien zur geschlechtstypischen Sozialisation und Ergebnisse einer Jungenbefragung, Dortmund 1995 durchgeführt vom Institut für Schulentwicklungsforschung der Universität Dortmund 1995

Eine eigene Literatur-Recherche über die Datenbanken bei der Zentralstelle für Psychologische Information und Dokumentation der Universität Trier (ZPID): Körperbild von Jungen und Beziehung zur männlichen Identität, Verweise auf ca. 90 Titel liegen beim Verfasser E-Mail: Matthias.Weikert@bug.hamburg.de

